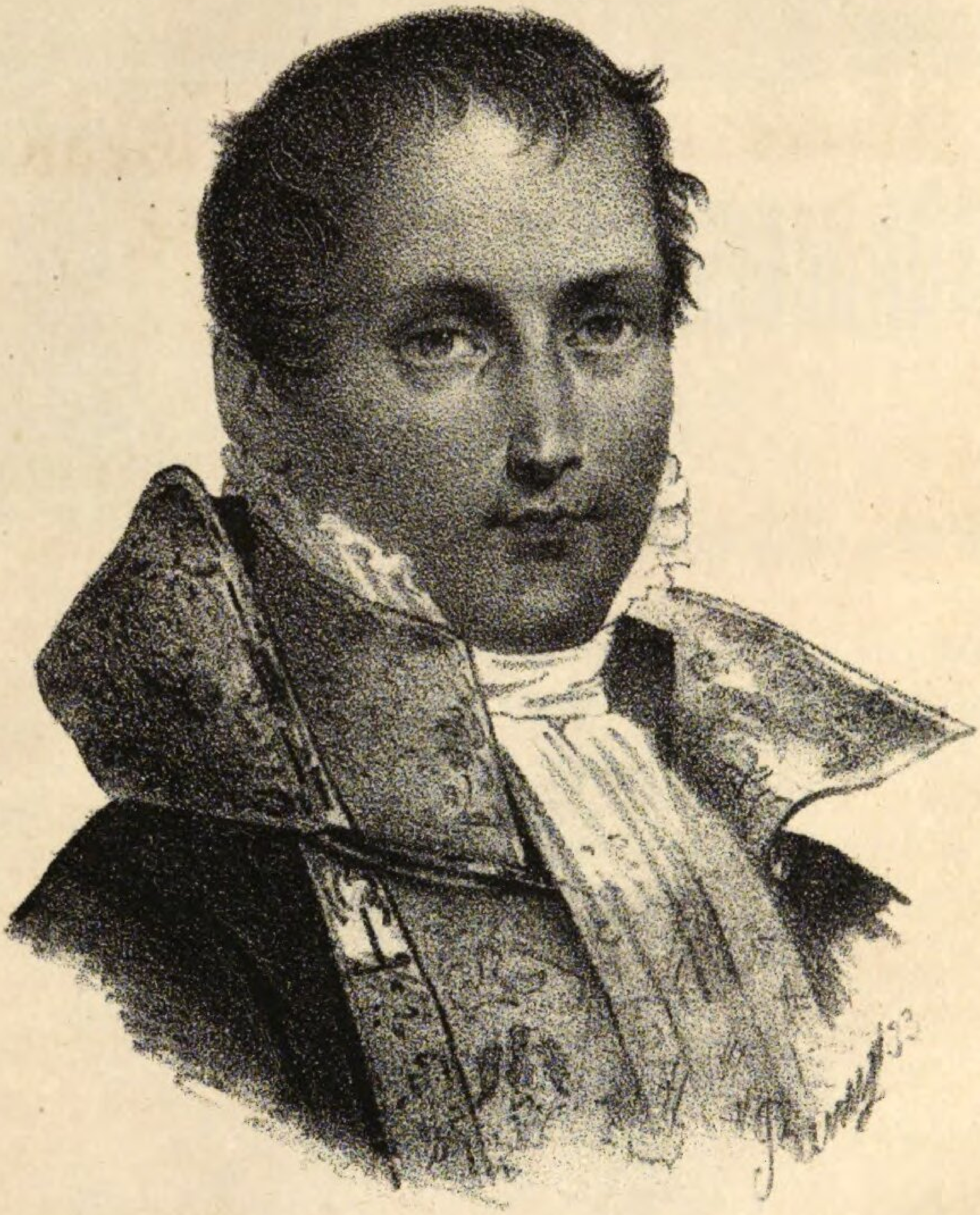

JOSEPH NAPOLÉON.

Napoleon und seine Helden

oder

Immortellen auf das Grab der gefallenen Größe.

Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen.

Herausgegeben

von

Dr. C. F. R. Auer.

Achtes Bändchen.

Mit Joseph Napoleons Bildniß.

Leipzig, 1834.
Bei Christian Ernst Kollmann.

558.

Nach der Schlacht von Eckmühl, bei der Napoleon, wie er selbst sagte, seine Kriegskunst in allen ihrem Glanze entwickelt hatte, erließ er folgende Proklamation:

»Soldaten! Ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt — Eure Tapferkeit hat ersetzt, was Euch an Zahl abging. Ihr habt in wenig Tagen, in den drei Schlachten von Thann, Abensberg und Eckmühl, und in den Gefechten von Greißing, Landshut und Regensburg triumphirt. Hundert Kanonen, vierzig Fahnen, 50,000 Gefangene, 3 Schiffs-Equipagen, 3000 bespannte, mit Gepäck beladene Wagen, alle Regimentskassen sind das Resultat Eurer schnellen Märsche und Eures Muthes.«

»Bis jetzt träumte der Feind, den Krieg in das Herz unsers Vaterlandes zu spielen. Nun ist er geschlagen, betäubt, und flieht in Unordnung. Schon ist unsre Avantgarde über den Inn gegangen, in einem Monate werden wir in Wien seyn.«

559.

»In einem 4tägigen Kampfe,« sagt ein militairischer Schriftsteller, »war das Geschick der östreichschen Armee entschieden; dieser Armee, welche so zahlreich und die schönste war, die Östreich je auf die Beine gebracht hat! Wenn man die Schlachten von Castiglione, Arcole und Rivoli besonders, bei Napoleons erstem Auftreten in Italien, wo sein Genie der Erfahrung voraneilte, ausnimmt, so ist in der Geschichte keine Bataille bekannt, die auf einem so großen Terrain, in so entgegengesetzten Richtungen, unter der Leitung eines einzigen Kopfes, mit ein und denselben Kräften, einer so vollkommenen Sicherheit, in so reißendem Fluge und unter so vortrefflicher Anwendung aller Streitmittel geliefert worden wäre. Nie ist es deutlicher geworden, wieviel auf den Überblick und den rechten Moment ankommt. Auf diesem ungeheuren Schlachtfelde ging kein Mann, keine Minute, nicht der geringste Terrain-Vortheil einem Feinde gegenüber verloren, der weder von seinen Kräften, noch von dem Augenblicke, noch von der Stellung Gewinn zu ziehen wußte. Jedes Gefecht hatte seinen bestimmten, oft entscheidenden Zweck. Die Folge hiervon war nicht allein für die Armee höchst rühmlich, sondern auch für die Menschheit überaus nützlich. Bei einem Kriege, der schlecht geführt wird, kommt die Hälfte der Menschen auf unnütze Weise, theils in zwecklosen Gefechten, theils durch Krankheiten, welche bei langen Feldzügen entstehen, ums Leben.«

»Die Ufer des Aben und der Laber sind für die Kriegskunst klassisch geworden. Die Militairs werden dort die Theorie großer Operationen besser, als aus Büchern kennen lernen. Dort werden sie den glänzenden Ruhm der französischen Heere auf Jahrhunderte eingegraben finden. Dort hat die Geschichte ihm ein unzerstörbares Denkmal errichtet. Hier werden die Militairs Terrain-Kenntniß, Überblick, Kraftanwendung, den rechten Gebrauch der Detaschements, das Geheimniß großer Schlachten lernen, das in der Wissenschaft besteht, wie man seine Massen zu rechter Zeit ausdehnen und zusammenziehen, wie man dieselben nach den Erfordernissen des Terrains und den feindlichen Dispositionen dirigiren soll. Allein jene Manövers können nur zu Betrachtungen, nie zum Vorbilde dienen; man muß sie studiren, nicht nachmachen. Wehe dem, der sich vornehmen wollte, etwas Ähnliches auszuführen. Er würde selbst bei analogen Verhältnissen Ehre und Truppen aufopfern. Wer es versuchen und glücklich vollbringen möchte, müßte die Allgewalt des Genie's und der Kunst zu befehlen sich zu eigen gemacht haben und dabei auf die unbedingteste Ergebenheit seines Heeres rechnen können.«

560.

Es war am 23. April 1809 in dem Treffen bei Regensburg, wo der Kaiser eine leichte Wunde

am Fuße empfing. »Wir befanden uns,« erzählt Constant, »beinahe 1200 Schritte von Regensburg entfernt, und als der Kaiser sahe, daß die Östreicher von allen Seiten die Flucht ergriffen, glaubte er das Treffen beendigt. Man hatte sein Frühstück auf Soldatenart an der Stelle zurecht gemacht, die er dazu bestimmte. Er ging zu Fuß auf diesen Ort los, als er sich nach Berthier umwandte und rief, er sey verwundet. Der Schuß war so stark gewesen, daß der Kaiser umfiel und sich setzte. Wirklich hatte ihn eine Kugel an der Ferse verwundet; sie schien aus der Büchse eines Tirolers abgefeuert zu seyn. Dieses Ereigniß verbreitete Schrecken und Unruhe unter dem ganzen Generalstabe. Ein Adjutant suchte mich auf und bei meiner Ankunft fand ich den Wundarzt Yvan damit beschäftigt, dem Kaiser den Stiefel aufzuschneiden. Die Wunde wurde verbunden, und obschon der Schmerz noch sehr groß war, setzte sich der Kaiser doch ohne Weiteres wieder zu Pferde, um dem Feinde keine Zeit zu lassen, und die französische Armee über seinen Zustand zu beruhigen. Er brach im Galopp mit seinem ganzen Generalstabe auf und durchritt alle Linien. An diesem Tage frühstückte Niemand; Jeder wollte zu Mittage in Regensburg essen.«

Noch auf St. Helena zeigte Napoleon die Narbe jener Wunde.

561.

Einige Tagemärsche vor Wien zeigte dem Kaiser ein Führer, von dem er sich die Namen aller Dörfer und Ruinen nennen ließ, auf einer Anhöhe die Trümmern der Veste Dörnstein. Napoleon hielt plötzlich, betrachtete mit ernster Miene die Ruinen, wandte sich dann gegen Lannes, der ihn zu Pferde begleitete, und sagte: »Siehe, dort saß Richard Löwenherz gefangen. Auch er ging, wie wir, nach Syrien und Palästina, aber er war nicht tapferer, als Du, wackrer Lannes. Er war glücklicher als ich vor St. Jean d'Acre. Ein Herzog von Östreich verkaufte ihn an den Kaiser von Deutschland, der ihn dort einsperren ließ. Das waren Zeiten der Barbarei; anders ist es jetzt. Man weiß, wie ich den Kaiser von Östreich behandelte, den ich auch gefangen nehmen konnte; ich werde ihn eben so wieder behandeln; nicht ich, sondern die Zeit will es so, man muß die gekrönten Häupter achten. Ein Sieger — auf einem Schlosse eingesperrt!«

562.

Ein Oberst Hug, der mit seiner Eskadron die Östreicher bis in die Vorstädte von Wien verfolgt hatte, wurde hier von einer überlegenen Menge feindlicher Husaren überfallen, so daß ihm nichts übrig blieb, als sich durchzuhauen, was ihm auch ge=

lang. Er wurde jedoch bei dieser Gelegenheit durch sieben Säbelhiebe sehr stark verwundet; drei seiner Blessuren befanden sich im rechten Arme, wo ein Hieb in den Ellenbogen bis in den Knochen gegangen war.

Erst in Schönbrunn konnten die Wunden verbunden werden, der Ober-Chirurgus bemerkte aber zugleich, daß der rechte Arm wahrscheinlich würde abgenommen werden müssen.

Einige Tage später bezog der Kaiser das Schloß Schönbrunn und trat bei dieser Gelegenheit in das Zimmer, worin der Oberst lag. Dieser suchte sich vom Lager aufzurichten, es gelang ihm jedoch nicht; der Kaiser, der seine Anstrengung bemerkte, rief ihm zu: »Verhalten Sie sich ruhig, oder ich entferne mich sogleich wieder.«

Der Kranke blieb nun ruhig liegen, und der Kaiser befragte ihn sehr theilnehmend nach seinem Befinden. Als der Kranke ihm von der Behauptung des Ober-Chirurgus, daß der Arm werde abgenommen werden müssen, erzählte, sagte der Kaiser: »Pah! diese Herren glauben wahrscheinlich, daß die Arme wieder wachsen, wie bei den Krebsen. Nein, hieraus wird nichts; ich brauche Sie zu sehr, als daß ich Sie durch diese Fleischhacker verstümmeln lassen möchte.«

»Wann werden Sie verbunden?« fragte er hierauf, und als der Oberst die Stunde nannte, befahl er, die Chirurgen so lange warten zu lassen, bis er selbst, der Kaiser, zugegen sey und die Nothwendig-

keit der Amputation untersuchen könne. Dann drückte er dem Kranken freundlich die linke Hand, empfahl ihm Ruhe, strenge Diät u. s. w., und entfernte sich.

Zur angegebenen Stunde erschien der Kaiser fast zugleich mit den Chirurgen, ließ sich die Wunden zeigen und fragte den Ober-Chirurg, ob er die Blessuren des Arms für so gefährlich halte, daß die Abnahme desselben nöthig sey?«

Der Arzt versicherte, es dürfte schwerlich ein anderes Mittel übrig bleiben.

»So? Wenn Sie denn diese Wunden nicht ohne Amputation heilen können, so werde ich es thun, und zwar ohne alle nachtheiligen Folgen für den Eskadrons-Chef.«

Hierauf besah er die Wunden nochmals sehr genau, gab dem Obersten einen leichten Backenstreich und sagte ihm folgende Worte des Trostes und der Freude: »Es hat nichts zu sagen, Colonel! Wenn der Feldzug noch drei Monate anhält, so schlagen Sie sich wieder mit dem Feinde.«

Dem Obersten standen die Thränen in den Augen. Der Kaiser ordnete den Verband und wie der Kranke zu halten sey, selbst an, und schied mit dem Bedeuten von ihm, daß er bei einer etwanigen Verschlimmerung seines Zustandes augenblicklich Nachricht haben wolle, außerdem aber auch so oft als möglich selbst wiederkommen werde.

Gleich nach seinem Scheiden sandte der Kaiser dem Obersten einen seiner Bedienten, der ihn auf

das beste und mit großer Sorgfalt pflegte und ihn während seiner ganzen Krankheit höchst angenehm zu unterhalten wußte. Jeden zweiten oder dritten Tag besuchte ihn der Kaiser, ordnete auf moralische Weise die ganze Kur und in drei Wochen war der Oberst ziemlich wieder hergestellt.

Der Kaiser erhob ihn zum Regiments-Commandeur; Überraschung und Freude trugen aufs neue zur Wiedergenesung bei. Hug küßte die Hand des Kaisers; dieser fragte ihn beim Scheiden, ob es ihm auch an nichts fehle und setzte hinzu: »kein Franzose soll Noth leiden, so lange ich noch etwas besitze.«

In der Schlacht von Wagram trug Hug seine Schuld ab; seine Chasseurs erbeuteten sieben Kanonen und zwei Fahnen und machten viele Gefangene. Der Kaiser gab dem Regimente seinen Beifall zu erkennen, befahl dem Kommandeur, aus den Tapfersten eine Eliten-Kompagnie zu bilden, und verlieh ihm das Officierkreuz der Ehrenlegion.

563.

Auf dem Wege nach Wien erfuhr der Kaiser, daß einige Nachzügler seiner Armee auf dem Lande sich Ausschweifungen erlaubt hätten. »Vergebens,« sagte er sehr erzürnt, »habe ich Alles aufgeboten; unter einer Armee giebt es immer einige Feiglinge, und sie sind es, welche sich Ausschweifungen erlauben. Ein tapferer und guter Soldat schämt sich solcher Dinge.«

564.

Im Jahre 1809 fand der Kaiser die Thore von Wien nicht offen, wie im Jahre 1805. Der Erzherzog Maximilian wollte die Stadt vertheidigen, obgleich die Franzosen im Besitz der weit größeren Vorstädte waren. Vergebens schickte man Parlamentairs an ihn; sie wurden nicht vorgelassen, sondern gemißhandelt; einer sogar von dem Pöbel beinahe ermordet.

Der Kaiser, immer noch nicht zur Grausamkeit geneigt, ließ an den Erzherzog durch den Prinzen v. Neufchatel schreiben.

»S. M. wünschen der zahlreichen und guten Bevölkerung von Wien das Unglück zu ersparen, womit sie bedroht ist. Daher soll ich E. K. H. vorstellen, daß, wenn Sie in der Vertheidigung der Stadt fortfahren, Sie die Vernichtung eines der schönsten Plätze Europa's herbeiführen werden. In allen Ländern, wohin der Krieg meinen Souverain geführt, hat er sich angelegen seyn lassen, die Übel zu entfernen, die aus demselben für die unbewaffnete Bevölkerung hervorgehen. E. K. H. können überzeugt seyn, daß S. M. tief bekümmert ist, diese Stadt am Rande des Abgrundes zu erblicken, welche zu retten der Kaiser sich zum Ruhme rechnen würde. Indessen haben E. K. H. gegen den in den Festungen eingeführten Gebrauch mit Kanonen auf der Stadtseite feuern lassen und diese Kanonen konnten keinen Feind Ihres Monarchen, wohl aber vielleicht die

Gattin oder das Kind seiner eifrigsten Diener tödten. Wenn E. K. H. fortfahren, den Platz vertheidigen zu wollen, so wird der Kaiser gezwungen seyn, die Angriffs-Arbeiten beginnen zu lassen und der Untergang dieser großen Hauptstadt wird in 36 Stunden durch die Haubitzen und Bomben aus unsern Batterien vollendet seyn, sowie die äußere Stadt durch das Feuer der Ihrigen zerstört werden wird.«

Auch dieser Brief fruchtete noch nichts und der Kaiser befahl das Bombardement. Da erschien ein Trompeter und meldete, daß eine Erzherzogin in der Burg krank zurückgeblieben und allen Gefahren der Artillerie ausgesetzt sey. Sofort befahl der Kaiser das Feuer auf dieser Seite einzustellen. —

Jene Erzherzogin war Marie Luise.

565.

Nach der Einnahme von Wien erließ der Kaiser folgende Proklamation an sein Heer:

»Soldaten! Einen Monat, nachdem der Feind über den Inn gegangen, an demselben Tage, um dieselbe Stunde sind wir in Wien eingezogen. Seine Landwehren, seine Aushebungen in Masse, seine durch die ohnmächtige Wuth der Prinzen vom Hause Lothringen geschaffenen Wälle haben Euern Anblick nicht auszuhalten vermocht. Die Prinzen dieses Hauses haben ihre Hauptstadt verlassen, nicht als Soldaten von Ehre den Wechselfällen des Krieges

nachgebend, sondern als Meineidige, von den Anklagen ihres Gewissens getrieben. Aus Wien fliehend, haben sie sich mit Mord und Brand von den Einwohnern verabschiedet, wie Medea ihre eigenen Kinder ermordend.«

»Soldaten! Ihr werdet die Wiener, die nach dem Ausdruck der Abgeordneten der Vorstädte im Stiche gelassen worden sind, mit Schonung behandeln. Die guten Bürger nehme ich unter meinen besondern Schutz; unruhige schlechte Leute werde ich exemplarisch bestrafen lassen.«

»Soldaten! Seyd milde gegen die armen Landleute, gegen das gute Volk, das so viele Ansprüche an unsere Achtung hat; wir wollen nicht stolz seyn auf unsre Siege, sondern sie als einen Beweis der göttlichen Gerechtigkeit ansehen, die Undank und Meineid straft.«

566.

Zu Ende des Tages von Eßlingen ließ der Kaiser den Marschall Massena dreimal fragen, ob er sich halten könne, und der tapfere Anführer, der heut seinen Sohn zum erstenmal in die Schlacht führte, und seine besten Officiere zu Dutzenden um sich her fallen sah, hielt sich bis in die finstere Nacht.

»Ich will mich nicht zurückziehen,« sagte er, »so

lange es Tag ist; diese Lumpen von Östreichern würden gewaltig stolz darauf seyn.« —

Zu Anfange der Schlacht bemerkte Massena, daß einer seiner Steigbügel allzulang sey. Er ruft einen Soldaten, um ihn kürzer zu machen und während dieser Verrichtung legt er seinen Fuß dem Pferde auf den Hals; es kommt eine Kugel, welche den Soldaten mit wegnimmt und den Steigbügel zerreißt, »Gut!« rief der Marschall launig; »ich muß absteigen und einen andern Sattel auflegen lassen.«

567.

Die Wundärzte und Gesundheitsbeamten benahmen sich an dem Tage von Eßlingen auf die bewundernswertheste Weise; sie zeigten einen Eifer, welcher jede Probe aushielt und eine Thätigkeit, die selbst den Kaiser in Verwunderung setzte. Daher nannte er sie mehrmals, wenn er bei ihnen vorbeiging: »meine braven Wundärzte!« Vorzüglich zeichnete sich Larrey aus. Als er mit allen Verwundeten von der Garde fertig war, welche auf der Insel Lobau aufgehäuft lagen, fragte er, ob nicht Brühe vorhanden sey, um sie ihnen zu geben. Als man dies verneinte, befahl er Brühe zu machen, indem er dazu die Pferde anwies, die sich auf dem Posten befanden. Der General, dem die Pferde gehörten, weigerte sich, sie herzugeben. »Gut!« versetzte Larrey, »man nehme die meinigen, tödte sie, und meine Kameraden sollen Brühe erhalten.«

Man that, was er sagte, in Ermangelung von Kesseln bediente man sich der Kuirasse, um Suppe darin zu kochen; statt des Salzes nahm man Pulver. Der Marschall Massena kostete die Suppe und fand sie gut.

Nicht minder bewundernswerth, als der Muth und Eifer der Wundärzte, war die stoische Standhaftigkeit der Soldaten, welche, auf der Erde liegend, und verstümmelt, mit einander von ihren Feldzügen schwatzten und warteten, bis die Reihe der Operation an sie kam. Einige gingen so weit, sich Artigkeiten zu erweisen: »Herr Doktor! fangen Sie mit meinem Nachbar an; er leidet mehr als ich; ich kann noch warten.«

568.

Einem Kanonier hatte eine Kugel beide Beine weggenommen, zwei seiner Kameraden hoben ihn auf, und legten ihn auf eine Trage von Baumzweigen, um ihn nach der Insel zu schaffen. Der arme Verstümmelte ließ kein Zeichen des Schmerzes von sich hören. »Ich habe großen Durst!« sagte er von Zeit zu Zeit. Als sie über eine von den Brücken gingen, bat er sie flehentlich, ihm etwas Wein oder Brantwein zu holen, um seine Kräfte zu stärken. Sie glauben es und verlassen ihn; aber, noch nicht 20 Schritt entfernt, rief er ihnen zu: »Geht nicht so schnell, Kameraden; ich habe keine Beine und werde

schneller ankommen als Ihr. Es lebe Frankreich!« Er machte eine Anstrengung und rollte sich in die Donau.

569.

Nach der Schlacht bei Eßlingen lag dem Kaiser viel daran, die Wiedergenesung der Verwundeten zu befördern, welche in den Hospitälern lagen. Er ließ durch seine Adjutanten jedem verwundeten Soldaten ein Gnadengeschenk von 60 Fr. in Thalern reichen und darauf 150 bis 1500 Fr. den Officieren nach Maßgabe ihres Grades; sehr beträchtliche Geschenke sandte er an die verwundeten Generale. Der Kaiser befahl den Adjutanten, Alles hinzuzufügen, was dazu dienen könnte, die unglücklichen Verwundeten zu trösten. So z. B. schritt man zu diesen Besuchen in den Hospitälern nur in großer Uniform, begleitet von den Kriegskommissarien, den Gesundheitsbeamten und dem Direktor. Der Sekretär des Hospitals ging voran mit der Liste der Kranken; er nannte sie, nebst dem Regiment, wozu sie gehörten und man legte das Geld an das Hauptende des Bettes des Verwundeten; zu dem Ende waren vier Diener in kaiserlicher Livrée bestimmt, welche Körbe voll Geld trugen, das aus der Privatkasse des Kaisers kam.

»Man hätte,« sagt Savary, »eine gar köstliche Sammlung für die Geschichte und den Ruhm des Kaisers aus allen den Ausdrücken der Erkenntlich-

lichkeit dieser braven Leute, so wie aus denen machen können, welche sie anwandten, um ihre Liebe und Ergebenheit für seine Person zu bezeigen. Einige wollten diese zwölf Thaler nicht ausgeben; aber an den Pforten des Grabes sagten noch ihre Thränen, wie sehr sie dieses Andenken ihres Feldherrn rühre.

570.

Zu Ende des Tages von Eßlingen, als der Kaiser sich bereits vom Schlachtfelde entfernt hatte, um den Rückzug seiner Kolonnen zu schützen, brachte man ihm die Nachricht, daß dem Marschall Lannes eben beide Beine von einer Kanonenkugel abgerissen worden wären. Er wurde lebhaft davon gerührt und vergoß Thränen. Während man ihm die einzelnen Umstände dieses Ereignisses erzählte, bemerkte er die Tragbahre, auf welcher man den Marschall vom Schlachtfelde wegbrachte. Er ließ sie zur Seite führen und wollte allein bei ihm seyn; er umarmte ihn, in Thränen zerfließend. Lannes, von einem großen Blutverluste erschöpft, sagte ihm mit leiser Stimme: »Leben Sie wohl, Sire; leben Sie für Alle und schenken Sie einiges Andenken einem Ihrer besten Freunde, der in zwei Stunden nicht mehr seyn wird.«

Dieser Auftritt war höchst ergreifend. Kurze Zeit vorher hatte man auch den General St. Hilaire, durch eine Kanonenkugel am Fuße verwundet, zurückgebracht; er starb 14 Tage später an seiner

Wunde. Der Verlust des Marschalls Lannes wurde von der ganzen Armee gefühlt; sie nannte ihn ihren Roland.

571.

Lannes hatte die Nacht vor der Schlacht in Wien zugebracht und nicht allein. Er kam zum Gefecht, ohne etwas gegessen zu haben und schlug sich den ganzen Tag. Die Ärzte versicherten, daß dieses dreifache Zusammentreffen von verschiedenen Umständen seinen Tod herbeigeführt habe. Er bedurfte viel Kräfte zur Heilung seiner Wunde und man konnte die nicht ersetzen, die er kurz zuvor verloren hatte.

Lannes verlangte in seinen letzten Stunden mehrmals nach dem Kaiser. Er schien, als Napoleon ihn auf seinem Todbette besuchte, seine Leiden zu vergessen und sich nur mit dem zu beschäftigen, den er über Alles liebte.

572.

Von dem Karakter und den Eigenthümlichkeiten des Marschalls Lannes haben wir bereits früher Einiges angedeutet. (s. 305. ff.) Napoleon entwarf von ihm folgendes Bild:

»Er war ein sehr unwissender Mensch, als ich ihm zuerst die Hand reichte; seine Erziehung war durchaus vernachlässigt. Allein er besserte sich zuse-

hends, und nach den großen Fortschritten zu urtheilen, die er machte, wäre er ein General erster Klasse geworden. Er besaß große Kriegserfahrung, denn er war in vier und funfzig regulairen Schlachten und in dreihundert Treffen von verschiedener Art zugegen gewesen. Mitten im Feuer seine Kälte bewährend, zeigte er eine ungemeine Tapferkeit, sein helles durchdringendes Auge erspähte jede gute Gelegenheit, die sich darbot. Bei aller Heftigkeit und Übereilung in seinen Ausdrücken, die er sogar in meiner Gegenwart zeigte, war er mein feuriger Verehrer, und litt auch im heftigsten Zorne nicht, daß Jemand in seine Bemerkungen einstimmte. In solchen Anfällen der Übereilung war es gefährlich mit ihm zu sprechen, weil er in seiner Wuth wohl zu mir kam und sagte ich dürfe dieser oder jener Person nicht trauen. Als General stand er weit über Moreau und Soult. Ich bekam ihn als einen Pygmäen und verlor ihn als einen Riesen.«

Man fragte, wie Lannes sich wohl benommen haben würde, wenn er die letzten Zeiten des Kaiserreichs erlebt hätte. »Wir haben zwar gelernt, auf Nichts mehr zu schwören,« äußerte der Kaiser, »ich halte es aber für unmöglich, daß er sich je an Ehre und Pflicht vergangen haben könnte. Er würde nicht mehr existirt haben. Brav, wie er war, hätte er in der letztern Zeit den Tod aufgesucht, oder er wäre in dem Grade verwundet worden, daß er den Schauplatz nicht mehr hätte betreten können. Wäre er aber wirklich noch in Thätigkeit gewesen, so war er auch

der Mann, welcher durch sein eignes Gewicht und den Einfluß, den er sich zu verschaffen wußte, es wohl vermocht haben würde, den Dingen eine andre Wendung zu geben.

573.

Der Marschall Lannes schien ein Vorgefühl seines Todes gehabt zu haben. Als er am Morgen der Schlacht zu Pferde steigen wollte, blieb er stehen, drückte dem Doktor Lannefranque die Hand und sagte mit einem traurigen Lächeln: »Auf Wiedersehen! Wahrscheinlich treffen wir uns bald wieder. Sie und Ihre Kollegen werden heute viel zu thun haben.«

»Mein Herzog!« erwiederte Lannefranque, »dieser Tag wird auch Ihren Ruhm noch mehr vermehren.«

»Meinen Ruhm! Wollen Sie, daß ich offenherzig mit Ihnen spreche? Ich habe keine gute Meinung von dieser Sache. Der Ausgang mag übrigens seyn, welcher er will — so wird dies meine letzte Schlacht seyn.«

Damit sprengte er im Galopp davon.

574.

Lannes glaubte nach seiner Verwundung nur noch einige Stunden zu leben, allein er rang noch ganze 8 Tage mit dem Tode.

Die Wundärzte schafften ihn nach Ebersdorf. Dort fand man im Hause des Brauers über dem Stalle eine Stube, worin eine erstickende Hitze war, die durch den Geruch der Leichen um das Haus her noch unerträglicher gemacht wurde. Allein es gab nichts Besseres und man mußte damit zufrieden seyn. Mit der heldenmüthigsten Standhaftigkeit ertrug der Herzog die Abnahme des Schenkels; allein das Fieber, welches gleich darauf eintrat, war so heftig, daß die Wundärzte die Abnahme des andern Fußes aufschoben, weil sie fürchteten, er möchte unter der Operation sterben. Endlich schritten die Ärzte Larrey, Yvan, Paulet und Lannefranque zur zweiten Abnahme, und als sie damit fertig waren, gab ihnen der Zustand der Ruhe des Verwundeten Hoffnung zur Rettung seines Lebens, allein es sollte anders seyn. Das Fieber vermehrte sich und nahm den beunruhigendsten Karakter an, ungeachtet aller Bemühungen der besten Ärzte gab er am 31. Mai um 5 Uhr Morgens, im Alter von noch nicht 40 Jahren, seinen Geist auf.

575.

Während seines 8tägigen Todeskampfes besuchte der Kaiser den Marschall alle Tage und verließ ihn jedesmal ganz trostlos. Es war rührend und schrecklich zugleich, um sein Haus, an seiner Thür und in seinem Zimmer jene alten Garde-Grenadiere zu er-

blicken, die, bisher stets unbeweglich, wie Kinder weinten und schluchzten.

Am Tage vor seinem Tode sprach der Marschall noch lange mit dem Kaiser; er erinnerte ihn an seine Dienste und soll mit den laut und fest gesprochenen Worten geendigt haben: »Nicht um Deine Theilnahme an meiner Familie zu erregen, spreche ich so mit Dir; ich habe nicht nöthig, Dir meine Frau und Kinder zu empfehlen; da ich für Dich sterbe, so gebietet Dir Dein Ruhm, sie zu beschützen, und ich fürchte nicht, indem ich diese letzten freundschaftlichen Vorwürfe an Dich richte, Deine Gesinnung gegen sie zu verändern. Du hast einen großen Fehler begangen, und ob er Dich schon Deines besten Freundes beraubt, wird er Dich doch nicht bessern; Dein Ehrgeiz ist unersättlich, er wird Dich zu Grunde richten; ohne Schonung und ohne Noth opferst Du die Männer auf, welche Dir die größten Dienste leisteten, und wenn sie sterben, bedauerst Du sie nicht, Du hast blos Speichellecker um Dich; ich sehe keinen Freund, der Dir die Wahrheit zu sagen wagte. Man wird an Dir zum Verräther werden; man wird Dich verlassen; mache schnell diesem Kriege ein Ende; dies ist der allgemeine Wunsch. Nie wirst Du mächtiger werden, aber Du kannst Dich beliebter machen. Verzeihe diese Wahrheiten einem Sterbenden . . .; dieser Sterbende liebt Dich.«

Er reichte dem Kaiser die Hand, der ihn mit Thränen in den Augen, und ohne ein Wort zu sprechen, umarmte.

576.

Die Überreste des Marschalls wurden nach dem Hotel der Invaliden gebracht, und standen dort neben Turennes Grabe. Vor ihrer Beisetzung im Pantheon sah man vier Tage lang oben auf der Spitze der Kuppel eine lange Flamme oder eine schwarze Flagge wehen, welche weiß eingefaßt war.

Am Tage der Beisetzung der Leiche im Pantheon (Ende Juli 1810) verfügten sich alle bürgerlichen und Militairbehörden nach dem Hotel. Man schaffte die Leiche aus der Kuppel unter einen Katafalk, der in einer großen ägyptischen Pyramide bestand, welche auf einer großen Erhöhung ruhte, deren Öffnung in vier großen Bogen bestand. Das ganze Schiff der Kirche, die Wände u. s. w. waren schwarz ausgeschlagen. Auf den Draperien sah man die Wappen, den Marschallsstab und den Namenszug des Herzogs von Montebello. In der Nähe des Altars las man oben die Aufschrift: »Napoleon, dem Andenken des Herzogs von Montebello, glorreich gestorben auf dem Schlachtfelde von Eßlingen den 22. Mai 1809.« Der überaus feierliche Beerdigungszug wurde von allen Marschällen, den Prinzen von Wagram an der Spitze, begleitet. Als die Reihe am Eingange der Kirche ankam, trugen die Grenadiere sie in die unterirdische Gruft der heiligen Genoveva hinunter.

577.

Im Lager auf der Insel Lobau ging der Kaiser, den Tag vor der Schlacht bei Wagram, um sein Zelt herum spazieren und blieb einen Augenblick stehen, um die Grenadiere seiner Garde, welche frühstückten, zu betrachten.

»Nun, meine Kinder! wie findet Ihr den Wein?« —

»Er wird uns nicht trunken machen, Sire! da ist unser Keller!« erwiederte ein Soldat, indem er auf die Donau zeigte.

Der Kaiser, welcher Befehl gegeben hatte, daß jeder Soldat eine Flasche Wein bekommen solle, war nicht wenig erstaunt, als er sah, daß man sie am Tage vor einer Schlacht zu einer strengen Lebensweise nöthige. Er fragt Berthier um die Ursache davon; man erkundigt sich und erfährt, zwei Magazin-Verwalter und ein bei den Lebensmitteln Angestellter hätten zu ihrem Besten 40,000 Flaschen Wein verkauft und sie durch eine schlechtere Sorte ersetzen wollen. Die Kaisergarde hatte diesen Wein in einer reichen Abtei gefunden.

Die Strafbaren wurden verhaftet, verhört, und zum Tode verurtheilt.

578.

In demselben Lager war ein Hund, welcher fast bei der ganzen Armee unter dem Namen der

Wache (corps de garde) bekannt war. Er war alt, schmutzig und häßlich; allein über seinen moralischen Eigenschaften vergaß man sehr bald alle diese Fehler. Bisweilen nannte man ihn auch den tapfersten Hund des Reichs. Bei Marengo hatte er einen Bajonnetstich bekommen; bei Austerlitz hatte ihm eine Flintenkugel die Pfote zerschmettert. Damals hielt er sich zu einem Dragoner-Regimente; denn er hatte keinen Herrn.

Dieser Hund lebte abwechselnd bald bei diesem, bald bei jenem Korps und hielt immer so lange aus, als man ihn reichlich fütterte und nicht prügelte. Bei einem Stoße mit dem Fuße oder einem Hiebe mit der flachen Klinge verließ er das Regiment und ging zu einem andern über. Er besaß einen seltenen Verstand. In welcher Lage sich auch sein Korps befand, er verließ es nicht; er vertauschte es nicht mit andern. Im stärksten Gefechte befand er sich immer bei der Fahne, welche er gewählt hatte. Traf er in einem Lager einen Soldaten von einem Regimente an, das er verlassen hatte, so blickte er ihn mit herabhängenden Ohren und dem Schwanze zwischen den Beinen an, machte sich so schnell als möglich aus dem Staube und kehrte zu seinen neuen Waffengefährten zurück. Wenn sein Regiment marschirte, so lief er als Vortrab rund umher und gab durch Bellen von Allem Nachricht, was er Ungewöhnliches bemerkte.

579.

Die Schlacht bei Wagram dauerte beinahe eine Woche und zeichnete sich von Seiten Napoleons eben so durch herrliche Manöver aus, wie die von Eckmühl. Ihr Resultat war der Friede von Wien.

Der Kaiser theilte eine Menge Belohnungen an seine Gefährten und Krieger aus. Er rufte, als er am vorigen Tage die italienische Armee die Revue passiren ließ, den Soldaten zu: »Ihr seyd brave Leute! Ihr habt Euch Alle mit Ruhm bedeckt!«

Noch auf dem Schlachtfelde hatte Napoleon drei neue Marschälle ernannt: Oudinot, Marmont und Macdonald. Er umarmte den letztern, den er wegen früherer Meinungsverschiedenheiten oder gehässiger Insinuationen von sich entfernt hatte, und der neue bis zu Thränen gerührte Marschall rufte aus der Fülle seines Herzens aus, daß ihm dieses Herz von nun an mit unerschütterlicher Treue ergeben sein werde. Und er hielt in der Folge Wort.

»Der Sieg bei Wagram,« sagt ein Schriftsteller, »hatte auf die Gemüther und die politischen Verhältnisse den gewohnten Einfluß. Napoleon eröffnete den Feldzug in einer in der That furchtbaren Krise. Die Ligue gegen ihn war allgemein, wie ihre Machinationen, bis der Sieg bei Eckmühl die Übelgesinnten mit Schrecken erfüllte und alle Bewegungen im Zaume hielt. Die unglücklichen Ereignisse bei Eßlingen regten alles wieder auf und gaben

neue Hoffnung, als die Schlacht bei Wagram sie abermals zu Boden schlug. Jeder nahm nun wieder seine unterwürfige Stellung an und häufte die Versicherungen seiner Ergebenheit und treuen Freundschaft.«

580.

In der Schlacht bei Wagram hatte der Kaiser eben dem Marschall Bessiéres, der die gesammte Kavallerie kommandirte, Befehle gegeben und dieser eilte, sie auszuführen, als er durch den seltsamsten Kanonenschuß, der vielleicht je gesehen worden ist, niedergeworfen wurde; eine Kugel öffnete ihm in vollem Fluge seine Beinbekleidung vom obern Schenkel bis auf das Knie herab, indem sie ihm die Lende mit einem Zickzack furchte, als wenn er vom Blitze getroffen worden wäre; er wurde durch dieselbe unter das Pferd geworfen, so daß man ihn auf dem Flecke todt glaubte; dieselbe Kugel nahm seine Pistolenhalfter mit der Pistole weg.

Der Kaiser sah ihn fallen und wandte sich ab; er wollte nicht noch einen Schmerz haben, wie den, den ihm Lannes Tod verursacht hatte. Ein Ausruf des Schmerzes lief durch die ganze Garde.

Für diesmal aber war der Marschall nur betäubt und kam mit einer Schenkellähmung davon. Als Napoleon ihn wieder sah, sagte er zu ihm: »Bessiéres, die Kugel, die Sie traf, hat meine ganze Garde zu Thränen gebracht; bedanken Sie sich bei dieser Kugel, sie muß Ihnen sehr werth seyn.«

581.

Am Abende durcheilte der Kaiser das Schlachtfeld von Wagram, als man ihm den Tod des Generals Lasalle ankündigte, der eben durch eine der letzten Flintenkugeln, die abgeschossen worden, getödtet war. Er hatte am Morgen eine sonderbare Vorahnung gehabt. Stets mehr mit seinem Ruhm als mit seinen Vermögensumständen beschäftigt, schien er in der Nacht vor der Schlacht an seine Kinder gedacht zu haben; er blieb wach, um in Eil eine Bittschrift an den Kaiser zu ihren Gunsten zu schreiben; er hatte sie in seine Säbeltasche gesteckt. Als der Kaiser den Morgen bei seiner Division vorbeikam, sprach der General Lasalle nicht mit ihm; aber er hielt Hrn. Maret an, welcher einen Augenblick später nachkam, um ihm zu sagen, daß, da er nie etwas von dem Kaiser verlangt habe, er ihn bäte, diese Bittschrift zu besorgen, im Falle, daß ihm ein Unglück zustieße. Einige Stunden später war er nicht mehr.

582.

Am folgenden Tage durchritt der Kaiser, nach seiner Gewohnheit, das Schlachtfeld, um nachzusehen, ob auch die Verwundeten alle fortgeschafft worden; es war in der Erntezeit, das Korn sehr hoch und man sah nicht die auf der Erde liegenden Menschen. Mehrere dieser unglücklichen Verwundeten hat-

ten ein Taschentuch an das Ende ihres Gewehrs gebunden, und hielten es in die Höhe, damit man zu ihnen komme. Der Kaiser begab sich selbst an jeden Ort, wo er diese Zeichen sah; er sprach zu den Verwundeten und ritt nicht eher weiter, als bis der letzte fortgetragen war. Er behielt Niemanden bei sich, und befahl dem Marschall Duroc, die Bedienung der Feldspitäler genau zu kontroliren; Duroc war durch seine Strenge und Genauigkeit bekannt, und deshalb gab der Kaiser ihm gern bisweilen solche Aufträge.

Im Weiterreiten über das Schlachtfeld hielt er auf der Stelle an, welche die beiden Divisionen Macdonald's besetzt hatten; sie stellten das Schauspiel eines Verlustes dar, der ihrer Tapferkeit gleich kam. Die Erde war von Kugeln aufgeackert. Der Kaiser erkannte unter den Todten einen Obersten, über welchen er sich zu beklagen gehabt hatte. Dieser Officier, der den Feldzug in Ägypten mitgemacht, hatte sich nach der Abreise des Generals Bonaparte übel betragen und seinem Wohlthäter Undank erwiesen, indem er ohne Zweifel glaubte, dadurch dem General zu gefallen, welcher sein Nachfolger geworden war. Bei der Rückkehr der ägyptischen Armee nach Frankreich zeigte ihm der Kaiser, der ihm in dem italienischen Kriege Gefälligkeiten erwiesen hatte, keine Empfindlichkeit, aber er bewilligte ihm keine Gunst, mit welcher er alle diejenigen überhäufte, die in Ägypten gewesen waren. Als der Kaiser ihn auf dem Schlacht-

felde liegen sah, äußerte er: »Es thut mir leid, daß ich nicht erst ihn habe sprechen können, um ihm zu sagen; daß ich Alles seit langer Zeit vergessen habe.«

583.

Einige Schritte weiter fand der Kaiser einen jungen Quartiermeister der Karabiniers, der noch lebte, obgleich ihm der Kopf von einer Büchsenkugel durchschossen worden war; die Hitze und der Staub hatten jedoch das Blut fast sogleich gerinnen lassen, so daß das Gehirn keinen Eindruck von der Luft erhielt. Der Kaiser stieg ab, befühlte ihm den Puls und reinigte ihm mit seinem Taschentuche die Nasenlöcher, welche voller Staub waren. Nachdem er ihm ein wenig Branntwein auf die Lippen gegossen hatte, öffnete der Verwundete die Augen und schien anfangs unempfindlich gegen diese Handlung der Menschlichkeit; darauf, nachdem er sie nochmals geöffnet hatte, erkannte er den Kaiser; sie füllten sich mit Thränen. Der Unglückliche war nicht zu retten.

584.

Indem der Kaiser nach der Schlacht bei Wagram für den Augenblick auf die bloße Defensive beschränkt war, schuf er sich schnell in der Lobau-Insel, unmittelbar vor den Thoren Wiens, abermals

eine Festung, die das Terrain und den Strom beherrschte. Er selbst war aller Orten, die Soldaten zeigten sich unermüdet, ihre Ausdauer, ihr Eifer war beispiellos. Gegen das Ende hin bedurfte Napoleon zur Ausführung seiner Pläne, und um dem Feinde sich besser zu verbergen, einer kleinen vor Eßling liegenden Insel, die fast mit dem Ufer der Östreicher zusammenhing. Die Generale des Geniekorps und der Artillerie hielten den Angriff für beinahe unmöglich; allein dieses Wort hatte unter Napoleon seine Bedeutung verloren. Er befahl und am hellen Tage setzte ein Adjutant von Massena mit 500 Freiwilligen unter dem Feuer der ganzen Östreichschen Artillerie über die Donau, erreicht die Insel, verjagt den Feind, hält sich dort gegen alle Angriffe desselben, und in 2 Stunden ist eine Schiffbrücke fertig, allen Batterien zum Trotz, welche die Donau einfaßten und von denen mehr als 200 Kugeln auf die Brücke fielen.

Der Kaiser selbst setzte sich bei dieser Gelegenheit so aus, daß ein Östreichscher Offizier aus den feindlichen Lager ihm zurufte: »Zurück Sire! Sie gehören da nicht hin!«

585.

Der Kaiser sah seine Truppen nie heldenmüthige Thaten verrichten, ohne das Bedürfniß zu fühlen, das Andenken der Braven, welchen Landes oder Jahr-

hunderts sie auch wären, zu ehren. Mitten in seinen Wiener Beschäftigungen im Jahr 1809 ließ er etwas für das Andenken des Ritters Bayard thun. Dieser Krieger war, wie man weiß, aus der Dauphiné, geboren 1474 und gestorben 1524 auf dem Rückzuge von Rebec im Mailändischen.

Der Kaiser ließ mit großen Kosten die Kapelle wieder erbauen und ausbessern, in welcher dieser Held, in dem Dorfe de la Martinière, getauft worden war. Er befahl, daß man mit großer Feierlichkeit das Herz des Ritters Bayard dahin trage, welches der unsinnigen Revolutionswuth entgangen war. Er gebot allen Kreis- und Bürgerbehörden, der Feierlichkeit beizuwohnen, und, indem man sich an den Ort begab, nichts zu unterlassen, was den Tugenden des Helden einen neuen Glanz geben könnte, dessen Andenken man erneuere. Man setzte auf die bleierne Büchse, welche das Herz des Ritters enthielt, eine Inschrift zu seinem Lobe, die der Kaiser selbst diktirte.

586.

Unter allen französischen Generalen, welche im Feldzuge von 1809 ein Kommando führten, war der Kaiser am unzufriedensten mit dem Marschall Bernadotte, der schon früher sich den Unwillen des Kaisers mehrfach zugezogen hatte. Nichts desto weniger behauptete Bernadotte, daß seine Leute, die Sachsen, den Sieg erfochten hätten; er erklärte dies

so-

sogar in einem an seine Truppen gerichteten Tagesbefehle. Eine mündliche Zurechtweisung, die der Kaiser dem Marschall ertheilte, fruchtete nicht; Bernadotte ließ vielmehr seinen Tagesbefehl in die Zeitungen einrücken. Der Kaiser, obwohl höchst empört, wollte doch den Marschall nicht verletzen, sondern erließ von Schönbrunn den 11. Juli einen Tagesbefehl, der weder zur Kenntniß des Publikums noch der Sachsen kommen, wohl aber den betheiligten Armeekorps publicirt werden sollte. Derselbe lautete also:

»Sr. Majestät bezeigt seine Unzufriedenheit dem Marschall Fürsten von Ponte-Corvo über seinen Tagesbefehl vom 7. Juli, den er zu derselben Zeit fast in alle Zeitungen in folgenden Ausdrücken hat einrücken lassen: »»Sachsen, an dem Tage des 5. Juli haben sieben bis acht Tausende von Euch das Mitteltreffen der Feinde durchbrochen und sind bis Deutsch-Wagram gedrungen, trotz der Anstrengungen von 40,000 Mann von 50 Feuerschlünden unterstützt; Ihr habt bis Mitternacht gekämpft und in der Mitte der östreichschen Linien Euer Nachtlager aufgeschlagen; Ihr habt am 6ten, seit Anbruch des Tages, mit derselben Beharrlichkeit gekämpft, und mitten in den Verheerungen des feindlichen Geschützes sind Eure lebendigen Kolonnen unbeweglich wie das Erz geblieben. Der große Napoleon hat Eure Ergebenheit gesehen; er zählt Euch unter seine Braven. Sachsen, das Glück eines Soldaten besteht in der Erfüllung seiner Pflichten; Ihr habt die Eurigen würdig gethan.«— Abgesehen davon, daß S. M. in Person sein Heer

anführt, gebührt es Ihr allein, den Grad von Ruhm auszutheilen, den Jeder verdient hat.«

»S. M. verdankt den Erfolg dieser Tage allein den französischen Truppen und keinen Fremden. Der Tagesbefehl des Fürsten von Ponte-Corvo, welcher dahin strebt, solche Ansprüche höchst mittelmäßigen Truppen zu geben, ist der Wahrheit, Politik und der Volksehre zuwider. Den Erfolg des 5ten verdankt man dem Korps der Marschälle des Herzogs von Rivoli und Oudinot's, welche das Mittelkorps des Feindes durchbrochen haben, zu derselben Zeit, als das Korps des Herzogs von Auerstädt ihn auf seiner Linken umging. Das Dorf Deutsch-Wagram ist am 5ten gar nicht in unserer Gewalt gewesen; dieses Dorf wurde erst am 6ten, und zwar durch das Korps des Marschalls Oudinot eingenommen. Das Korps des Fürsten von Ponte-Corvo ist nicht unbeweglich wie Erz geblieben: es hat zuerst zum Rückzuge geschlagen; S. M. ist gezwungen gewesen, es durch das Korps des Vicekönigs, durch die Divisionen Broussier und Lamarque, vom Marschall Macdonald angeführt, decken zu lassen, so wie von den Divisionen der schweren Kavallerie unter den Befehlen des Generals Nansouty und durch einen Theil der Garde-Kavallerie. Diesem Marschalle und dessen Truppen gebührt das Lob, das der Fürst von Ponte-Corvo sich zueignet. S. M. wünscht, daß dieses Zeugniß seiner Unzufriedenheit zum Beispiel diene, damit kein anderer Marschall sich den Ruhm aneigne, der einem dritten gebührt. S. M. befiehlt jedoch,

daß gegenwärtiger Tagesbefehl, welcher die sächsische Armee betrüben könnte, obgleich die Soldaten wohl wissen, daß sie nicht die ihnen ertheilten Lobsprüche verdient haben, geheim bleibe und blos den Marschällen Befehlshabern der Armeekorps zugesendet werde.«

587.

Nach dem Siege von Wagram blieben den Östreichern nur noch die Trümmer einer Armee; ihre zerstreuten Landwehren weigerten sich, die Waffen wieder zu ergreifen; der Erzherzog Karl war gegen Böhmen, der Erzherzog Johann gegen Mähren zurückgedrängt; sie waren auf dem Punkte, alle Verbindung mit Ungarn zu verlieren, durch eine Schlacht konnten sie auf die westlichen Grenzlande der Monarchie geworfen werden. Dennoch bethätigte der Kaiser auch hier, daß ihm nichts am Blutvergießen liege.

Vor Znaym, im Augenblick, als der Prinz Johann von Lichtenstein einen Waffenstillstand vorzuschlagen kam, drang der Marschall Bessières darauf, eine Schlacht zu liefern. »Nein,« antwortete der Kaiser, »es ist genug Blut geflossen,« und unterzeichnete sofort den Waffenstillstand.

588.

In Kriminalfällen, wo der Kaiser nicht Gnade

gewähren konnte, mußte man doch wenigstens seine edle Denkart und seine Seelenstärke anerkennen.

Eine sehr reiche Dame aus der Gegend von Caen, räumte ihr Schloß einer Rotte Royalisten ein, die ihrer Sache auf eine würdige Art zu dienen wähnten, wenn sie auf den Heerstraßen die Postwagen überfielen und ausplünderten. Sie hatte sich zum Schatzmeister dieser Rotte gemacht und übergab die Gelder einem angeblichen Tresorier Ludwig XVIII. Ihre verheirathete Tochter gehörte ebenfalls zur Bande und hatte sich, als Mannsperson verkleidet, durch ihre Kühnheit ausgezeichnet; allein ihre Heldenthaten hatten keine lange Dauer. Von einer überlegenen Macht verfolgt und aufgegriffen, machte man ihnen den Prozeß; die Tochter wurde nebst ihren Mitschuldigen zum Tode verurtheilt. Unter dem Vorgeben, daß sie schwanger sei, erhielt sie einen Aufschub der Vollziehung des Urtheils, während dessen sie alle mögliche Mittel aufbot, Begnadigung zu erhalten. Nach acht Monaten voll vergeblicher Bemühungen geräth sie auf den Einfall, ihre Kinder nach Schönbrunn zu schicken, um den Kaiser um ihre Begnadigung zu bitten. Ihr Arzt, ihre Schwester und ihre beiden Töchter trafen zu Schönbrunn grade an dem Tage ein, wo der Kaiser das Lager von Wagram besuchte. Sie warteten den ganzen Tag an der Vortreppe des Palastes auf die Zurückkehr des Monarchen. Die beiden Töchter, im Alter von 10 und 11 Jahren, erregten große Theilnahme, aber das

Verbrechen ihrer Mutter war zu abscheulich; sie war des Raubes und Mordes überwiesen.

Die Kinder, in Trauer gekleidet, werfen sich dem Kaiser zu Füßen und rufen: »Gnade! Gnade! geben Sie uns unsere Mutter wieder!« Der Kaiser hebt sie gütig auf, nimmt der Tante die Bittschrift aus der Hand, lieset sie mit Aufmerksamkeit ganz durch, befragt den Arzt auf eine theilnehmende Weise, blickt die Kinder an und scheint unentschlossen; schon glaubt man, daß er die Begnadigung aussprechen werde, als er hastigen Schrittes sich mit den Worten entfernt: »Ich kann's nicht!«

Man hatte den innern Kampf gesehen, den es ihm kostete; mehrmals hatte er die Farbe verändert; Thränen rannen ihm aus den Augen; seine Stimme war verändert; seine abschlägliche Antwort schien eine Handlung des Muths zu seyn.

589.

Bei seinem Aufenthalt in Brünn empfing der Kaiser die Behörden der Provinz, welche die Gelegenheit benutzten, ihn um Erleichterung der Lasten zu bitten.

»Meine Herren,« antwortete der Kaiser, »ich fühle Alles, was Sie leiden; ich seufze mit Ihnen über die Übel, welche das Betragen Ihrer Regierung Ihnen zugezogen hat; ich kann nichts dafür. Es sind kaum vier Jahre her, daß Ihr Herrscher mir

nicht weit von hier, bei der Schlacht von Austerlitz, zuschwor, daß er nie sich gegen mich rüsten würde; ich glaubte an einen ewigen Frieden zwischen uns beiden und ich habe ihn nicht verletzt. Gewiß, hätte ich nicht an die Rechtlichkeit geglaubt, von der man mir so viele Betheuerungen gemacht hatte, ich würde nicht so weggegangen seyn, wie ich es damals gethan habe. Wenn die Monarchen Rechte mißbrauchen, die ihnen das Zutrauen der Völker verliehen hat, und wenn sie denselben so viele Übel zuziehen, so haben diese das Recht, dieselben ihnen wieder zu entziehen.«

Eins der Mitglieder der Behörden nahm das Wort, um seinen Herrn zu rechtfertigen und endigte seine Gegenrede mit dem Satze: »Nichts wird uns von unserm guten Franz abwendig machen können.«

»Sie hatten mich nicht verstanden, mein Herr,« erwiederte der Kaiser verdrüßlich; »oder Sie haben dasjenige übel ausgelegt, was ich eben als allgemeinen Grundsatz aufgestellt habe. Wer spricht davon, Sie von Ihrem Kaiser Franz abwendig zu machen? Ich habe Ihnen nicht ein Wort davon gesagt; bleiben Sie ihm treu im Glücke wie im Unglücke; dann aber halten Sie aus und beklagen Sie sich nicht, weil es sonst ein Vorwurf ist, den Sie ihm machen.«

590.

Indem der Kaiser die Citadelle von Brünn besichtigte, bemerkte er eine Schnur aus einem der Fenster des Gefängnisses herabhängen, an welcher ein Stück Papier mit den Worten Gnade! Gnade! befestigt war.

Der Gefangene war ein Soldat, der in der Trunkenheit die Hand an seinen Obern gelegt hatte und vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Am folgenden Tage bei einer Heerschau stellte man ihn vor seine Kompagnie und zeigte ihn dem Kaiser, welcher zu Fuße an den Linien auf- und abging.

»Ist er ein braver Mann?« fragte der Kaiser mit lauter Stimme.

»Ja, Sire!« antworteten die Grenadiere einstimmig; »er ist ein guter Soldat, der nicht hinten nach bleibt.«

Der Kaiser näherte sich jetzt dem Unglücklichen, der noch immer auf den Knieen lag, faßte ihn bei beiden Ohren, schüttelte ihn, halb mit Güte, halb mit einer Miene von Strenge, den Kopf und sagte ihm: »Wie, Du bist ein guter Soldat, und begehst solche Streiche! sage mir, was würde aus Dir geworden seyn, wenn ich nur um einen einzigen Tag später gekommen wäre?«

Dann gab er ihm zwei Schläge mit der flachen Hand und sagte ihm: »Geh zu Deiner Kompagnie und laß Dir dies zur Warnung dienen!«

Ein lautes »Es lebe der Kaiser!« scholl durch das ganze Regiment.

591.

Bei dem Aufenthalt des Kaisers in Raab wollte er sich eben zu Pferde setzen, um nach Schönbrunn zurück zu kehren, als er einige Schritte von sich den Bischof von Raab bemerkte.

»Ist das nicht der Bischof?« fragte er den Stallmeister Jardin, welcher das Pferd hielt.

»Nein, Sire!« versetzte dieser, in der Meinung, daß von einem Rosse die Rede sey; »dies ist Soliman.«

»Ich frage Dich, ob dies der Bischof ist!« wiederholte der Kaiser, auf den Prälaten zeigend. Jardin aber, blos in sein Geschäft vertieft und allein an ein Roß des Kaisers denkend, welches Bischof hieß, erwiederte: »Sire! ich versichere Eurer Majestät, daß Sie ihn auf der vorletzten Station geritten haben.«

Der Kaiser bemerkte jetzt das Mißverständniß und lachte laut auf.

592.

Die nächste Frucht des neuen Sieges über Östreich war das Dekret vom 17. Mai 1809, wodurch Napoleon die Staaten des Papstes mit dem französischen Reiche vereinigte und Rom für eine kaiserliche Stadt erklärte. Seine Ideen über diesen Gegenstand wurden von seinen Feinden selbst ins Leben gerufen.

Pius VII. seiner Seits mochte den Einfluß seiner Gewalt nicht gehörig gegen die Ansichten der Zeit abgewogen haben und glaubte daher, das Beispiel früherer Vorgänger nachahmen zu können, vor welchen schwache Fürsten sich in Zeiten der Unwissenheit und Barbarei in den Staub geworfen hatten. Dem Vereinigungsdekrete Napoleons setzte er eine Bannbulle entgegen, die als eine Urkunde des 19ten Jahrhunderts hier einen Platz verdient:

»Im Namen des allmächtigen Gottes, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und dem unsrigen, erklären wir, daß Sie mit allen Ihren Gehülfen wegen des begangenen Verbrechens die Strafe des Kirchenbannes trifft, in welche wir (nach der Form unserer apostolischen Bullen, die bei ähnlichen Fällen an den gewöhnlichen Orten dieser Stadt angeheftet werden), alle diejenigen für verfallen erklären, die nach der letzten gewaltsamen Besetzung unserer Stadt am 22. Februar v. J. in Rom und im Kirchenstaate die Frevel verübt haben, gegen die wir nicht nur in vielen Erklärungen unserer Staats-Sekretaire, sondern auch in unsern beiden Konsistorial-Reden vom 14. März und 11. Juli 1808 protestirten. Gleichfalls erklären wir als in den Bann verfallen alle Bevollmächtigte, Begünstiger, Rathgeber und alle diejenigen, die Ihnen bei Vollführung dieser Frevel beigestanden, oder sie selbst begangen haben.«

593.

Der Kaiser erklärte auf St. Helena, daß er keineswegs befohlen habe, den Papst nach Frankreich zu transportiren. Man wird sich darüber wundern, und doch ist es wahr, wie so viele andre Dinge, die man noch erfahren wird.*) Übrigens ist es auch eine ganz andre Sache mit den Handlungen eines Fürsten, die als Folge eines gemeinsamen Willens unternommen werden, und mit denen eines Privatmannes, der bei seinen Beweggründen keinen Zwang fühlt. Die Politik gestattet und befiehlt oft dem Ersteren, was bei dem Zweiten unverantwortlich wäre.

Napoleon erklärte, daß, so lange der Papst zur Zeit der Krönung in Frankreich, der Kaiser mithin im Stande gewesen sey, mit ihm persönlich zu unterhandeln, zwischen ihnen beiden das beste Einverständniß geherrscht habe. Er reiste jedoch mit dem geheimen Verdrusse aus Frankreich, die Belohnungen nicht erhalten zu haben, die er begehrte (s. 343.) und kaum war er wieder auf italienischem Boden, als die Kardinäle sich seiner ganz bemächtigten. »Da war er nicht mehr der sanfte edle Chiaramonte, der friedliche Bischof von Imola, der sich schon früh als würdig gezeigt hatte der Aufklärung seines Zeitalters; seine Unterschrift zeigte sich jetzt nur auf Urkunden, die von einem Gregor und Bonifaz ausgegangen zu seyn schienen. Vergebens versuchte ich es,

*) Savary bestätigt die Angabe des Kaisers durch Zeugnisse.

ihn zur Vernunft zurückzuführen, ich konnte nicht mehr bis zu seinen Gefühlen gelangen. Das Unrecht, das er mir zufügte, ging so weit, die Beleidigungen wurden so öffentlich, daß auch ich nun meiner Seits handeln mußte. Ich bemächtigte mich also seiner Festungen, nahm einige Provinzen in Besitz und that endlich dasselbe auch mit Rom, während ich ihn in seinen geistlichen Verhältnissen stets für geheiligt erklärte.«

»Als man die Kunde von den Ereignissen bei Eßling vernahm, glaubte man, mein Glück habe mich verlassen und sogleich war man in Rom bereit, die Volksmasse dieser großen Hauptstadt aufzuwiegeln. Der Officier, welcher dort befehligte, glaubte dem Übel auf keine andre Art abhelfen zu können, als wenn er den Papst fortschaffe. Er sandte ihn daher nach Frankreich. Dies war ohne meinen Befehl geschehen, ja mir ungemein zuwider. Ich sandte daher sogleich Befehle, daß der Papst bleiben solle, wo man ihn finde, und so behielt man ihn in Savona, wo man ihm die größte Aufmerksamkeit und Achtung widmete. Ich wollte mich wohl gefürchtet machen, aber ihn nicht mißhandeln; ihn unterwerfen, aber nicht erniedrigen.«

594.

Während des Aufenthaltes in Schönbrunn versammelten sich die in der Gegend stehenden Truppen

täglich im Ehrenhofe zur Parade. Punkt 10 Uhr kam der Kaiser die Treppenstufen vor der Thür herab, und stellte sich unter seine Generale.

»Unmöglich,« sagt ein Augenzeuge, »kann man sich eine Vorstellung von diesen Paraden machen, welche durchaus keine Ähnlichkeit mit den Ehren-Paraden in Paris hatten. Bei diesen Musterungen ließ sich der Kaiser in die größten Einzelnheiten ein; er untersuchte, so zu sagen, einen Soldaten nach dem andern, und befragte die Augen eines jeden, um zu sehen, ob er Vergnügen oder Schmerz empfinde; er befragte die Officiere, ja selbst die gemeinsten Soldaten, hier nahm er gewöhnlich die Beförderungen vor. Er fragte z. B. einen Obersten, welches der tapferste Officier seines Regiments sey; nie brauchte er auf Antwort zu warten; sie war immer offenherzig; der Kaiser kannte seine Braven recht gut. Hatte der Oberst gesprochen, so wandte er sich an alle Officiere überhaupt: »Welches ist der Tapferste unter Ihnen?« — »Sire, der und der!« — Die beiden Antworten stimmten beinahe immer mit einander überein. Hierauf erwiederte der Kaiser: »Ich ernenne ihn zum Baron und belohne in ihm nicht blos seine eigne Tapferkeit, sondern auch die des Korps, dem er angehört. Diese Gunst hat er nicht blos mir, sondern auch der Achtung seiner Kameraden zu verdanken.«

»So war es auch mit den gemeinen Soldaten. Diejenigen, welche sich am meisten durch ihren Muth und ihre gute Aufführung auszeichneten, erhielten Beförderungen oder Belohnungen, ja selbst Jahr-

gehalte. So schenkte der Kaiser einen Jahrgehalt von 1200 Franken einem gemeinen Soldaten, der seinen ersten Feldzug machte, durch eine feindliche Schwadron hindurchdrang, seinen verwundeten General auf den Schultern zurückbrachte und ihn vertheidigte wie seinen Vater.«

595.

Man sah, wie der Kaiser bei diesen Musterungen die Säcke der Soldaten nachsah, ihre Büchelchen untersuchte, einem jungen, schwachen, bleich und leidend aussehenden Menschen die Flinte aus den Händen nahm und zu ihm in einem wohlwollenden Tone sagte: »Sie ist sehr schwer!«

Er befahl oft Übungen. Bisweilen hatte er auch sonderbare Einfälle. Eines Morgens sollte vor ihm ein Regiment Rheinbundstruppen die Musterung passiren. Er drehte sich nach den Ordonnanz-Officieren um und redete einen derselben, den Fürsten von Salm, mit den Worten an: »Herr von Salm! Diese müssen Sie kennen; treten Sie zu ihnen und befehlen Sie ihnen einen Angriff in zwölf Tempo's.« Der junge Fürst wurde ganz roth, verlor jedoch die Fassung nicht, verbeugte sich, zog auf die anmuthigste Art seinen Degen und that, was der Kaiser verlangte, mit einer Fertigkeit und Bestimmtheit, welche ihm gefielen.

596.

An einem andern Tage zogen die Pontonniers mit ungefähr vierzig Equipage-Wagen vorbei. Der Kaiser rief: Halt! zeigte dem General Bertrand einen Rüstwagen und befahl ihm, einen der Officiere rufen zu lassen.

Was ist in diesem Wagen?

»Sire! Riegelnägel, Säcke mit Nägeln, Seilwerk, Beilhämmer, Sägen.«

Wie viel von allen diesem?

Der Officier gab genau die Zahl an. Um die Wahrheit des Berichts zu prüfen, läßt der Kaiser den Wagen ausleeren, zählt die Säcke und findet die Zahl übereinstimmend; um sich zu versichern, daß man nichts im Wagen gelassen habe, steigt er auf das Rad. In allen Gliedern merkte man eine Bewegung des Beifalls und vernahm Freudengeschrei. »Bravo!« rief man: »vortrefflich! So wird man unmöglich angeführt!«

597.

Der Kaiser hörte in Schönbrunn unwillig von den schlechten Geschäften, welche seine Generale in Spanien machten. Dort war bei Talavera Lord Wellington zum ersten Male in der Laufbahn des Ruhmes aufgetreten; der Kaiser fühlte sich in die Seele seiner Generale beschämt, daß er seine be-

sten Truppen verdammt sehen mußte, von einem so wenig gekannten Heerführer sich Demüthigungen auflegen zu lassen.

Er zuckte mitleidsvoll die Achsel und sagte: »Diese Leute (seine Generale in Spanien) haben gar großen Eigendünkel; man gesteht mir ein wenig mehr Talent als einem andern zu, und um eine Schlacht einem Feinde zu liefern, den ich zu schlagen gewohnt bin, glaube ich doch niemals genug Truppen zu haben; ich rufe Alles herbei, was ich nur versammeln kann. Sie dagegen gehen darauf los, einen Feind mit Selbstvertrauen anzugreifen, den sie nicht kennen und führen nur die Hälfte ihres Volkes herbei! Kann man so manövriren? Es wäre nöthig, daß ich überall wäre. Warum habe ich nicht die drei Korps von Soult, Ney und Mortier hier? Ich wollte die Östreicher andere Sachen sehen lassen.«

598.

Zu Schönbrunn, wie in Paris hielt der Kaiser sein Mittagsmahl gewöhnlich um 6 Uhr. Da er aber bisweilen bis tief in die Nacht hinein arbeitete, sorgte man dafür, für ihn alle Tage ein sehr leichtes Abendbrot zurecht zu machen. Dieses legte man in ein geflochtenes Körbchen, das mit Wachsleinwand zugedeckt und mit einem Schlosse versehen war. Die Sorge für dieses Körbchen lag dem Kammerdie-

ner ob. Der Kaiser verlangte bei seiner mäßigen Lebensweise fast nie das Abendbrot.

Eines Abends fühlte der Mameluk Roustan, welcher den ganzen Tag mit sehr ermüdenden Ritten zugebracht hatte, einen ganz besondern Appetit nach einem Hühnerflügel, indem er das Körbchen mit gierigen Blicken betrachtete. Der Kaiser war bereits zu Bette und da es nicht zu erwarten schien, daß er noch nach seinem Abendbrote fragen würde, ließ der Kammerdiener den Mameluken gewähren. Dieser, höchlich zufrieden, beginnt damit, eine Keule und einen Flügel wegzunehmen und erwog eben das Schicksal des Überrests, als man auf einmal heftig klingeln hörte. Der Kammerdiener tritt in das Zimmer des Kaisers und hört mit Schrecken, daß dieser sein Huhn verlangt.

Guter Rath war theuer, ein anderes Huhn konnte so schnell nicht herbeigeschafft werden. Der Kammerdiener denkt sich damit zu helfen, daß er das Huhn zerschneidet und hofft, der Kaiser werde den Mangel zweier Gliedmaßen nicht bemerken. Aus Vorsicht, und um das Bad nicht allein auszugießen, läßt er sich jedoch vom Mameluken begleiten.

Der Kaiser nimmt das ihm Dargebotene nicht, sondern verlangt das ganze Huhn, um selbst wählen zu können. Diesmal half also kein Winkelzug; der Kammerdiener muß ihm das zerlegte Huhn darreichen.

»He!« fragte der Kaiser: »seit wenn haben die Hühner bloß eine Keule und einen Flügel? Das ist

schön;

schön; es scheint, daß ich die Überreste Anderer essen soll. Wer ißt denn die eine Hälfte meines Abendbrotes?«

Der Kammerdiener überließ die Rechtfertigung dem Mameluken, welcher in seinem schlechten Französisch ganz verwirrt zur Antwort gab: »**Moi avoir faim, Sire! moi ai mangé la cuisse et l'aile!**«

»Wie, Schelm! Du bists gewesen? Daß ich Dich ja nicht wieder ertappe!« Ohne weiter ein Wort zu sagen, aß der Kaiser die Keule und den Flügel, die noch übrig waren. —

Den andern Morgen ließ der Kaiser beim Anziehen den Großmarschall des Palastes rufen, um ihm etwas mitzutheilen.

»Rathen Sie einmal,« sagte er im Gespräch zu ihm, »was ich gestern zum Abendbrote gegessen habe? — Die Überreste von Monsieur Roustan! Ja, dieser Schelm hatte den Einfall gehabt, die Hälfte meines Huhnes zu sich zu nehmen.«

In diesem Augenblicke trat Roustan herein. »Tritt näher, Schelm!« fuhr der Kaiser fort: »das erstemal, wo Du Dir dies wieder einfallen lässest, sey versichert, daß es Dir theuer zu stehen kommen soll.« Damit zupfte er ihn lachend bei den Ohren.

599.

Zu den vielen rührenden Zügen von ehelicher Liebe und Treue, welche sich in den französischen Feldzügen offenbarten, gehört auch folgender:

Die Gattin eines Infanterie-Obersten wollte ihren Gatten nicht verlassen. Auf dem Marsche der Armee folgte sie dem Regimente in einem Wagen; an Tagen, wo Gefechte vorfielen, stieg sie zu Pferde und hielt sich so nahe als möglich an der Linie.

Bei Friedland (1807) sah sie den Obersten, von einer Kugel durchbohrt, fallen; sie eilte mit ihrem Bedienten herbei, hob ihn selbst auf und trug ihn in das Hospital des Lagers. Allein es war zu spät; er war schon verschieden. Ihr Schmerz war ruhig und still; man sah sie keine Thräne vergießen. Ihre Börse gab sie einem Wundarzte mit der Bitte, den Leichnam ihres Gatten einzubalsamiren. Dies wurde so gut als möglich ausgeführt. Man wickelte hierauf den Leichnam in Leinwand ein, that ihn in eine Kiste mit einem Schlosse und setzte diese in den Wagen. Die in Verzweiflung gerathene Wittwe setzte sich daneben und trat die Reise nach Frankreich an; aber ihr verschlossener Gram raubt ihr bald den Verstand. Auf jeder Station, welche sie zurücklegt, schließt sie sich mit ihrem kostbaren Schatze ein, holt die Leiche aus der Kiste heraus, legt sie auf ein Bette, entblößt ihr das Gesicht, verschwendet die zärtlichsten Liebkosungen an sie, spricht mit ihr, als ob sie noch lebe und schläft neben ihr ein. Morgens thut sie ihren Gatten von neuem in die Kiste, verfällt wieder in ein düsteres Schweigen und setzt ihre Reise fort. Mehrere Tage blieb ihr Geheimniß unbekannt, aber in der Nähe von Paris wird es entdeckt. Die Einbalsamirung der Leiche war nicht auf eine Art geschehen,

daß sie lange vor Fäulniß schützte. Diese gelangte auf den Grad, daß in einem Wirthshause der abscheuliche Gestank, welchen die Kiste verbreitete, einigen Verdacht erweckte. Man drang des Abends in die Stube der unglücklichen Gattin ein und fand, daß sie den schrecklich entstellten Leichnam ihres Gatten in den Armen hielt. »Stille!« rief sie dem erschrockenen Wirthe zu: »mein Mann schläft. Warum wollen Sie seinen Schlaf des Ruhmes stören?«

Es kostete viele Mühe, der Wahnsinnigen die Leiche aus den Händen zu reißen. Man brachte die Arme nach Paris, wo sie bald darauf im Zustande der Geisteszerrüttung starb.

600.

Bei einem der an der Donau stattgefundenen Gefechte wurde ein französischer Husar von einer Kugel getödtet und fiel zu den Füßen seines Rosses hin. Das edle Thier, in der Meinung, daß sein Herr schlafe, blieb ruhig bei ihm liegen und schien den Schlummer dessen beschützen zu wollen, der es so lange mit Sorgfalt und Liebe gepflegt hatte. Es schlug und biß nach andern Soldaten, die sich seiner bemächtigen und es von der Leiche hinwegbringen wollten. Einer von diesen, der einen empfindlichen Tritt von dem zur Wuth gereizten Thiere erhalten hatte, wollte eben mit seinem Säbel darauf loshauen, als der Kaiser zufällig vorbeiritt. Von dem Hergange

der Sache unterrichtet, überzeugte er sich von dem Widerstande, den das treue Thier jedem Versuche, es hinwegzubringen, entgegensetzte, und von der seltenen Anhänglichkeit, die es für seinen todten Herrn äußerte. Er befahl dem Husaren, das Pferd ruhig zu lassen, und trug dem Sergeanten eines nahe befindlichen Postens auf, darüber zu wachen, daß es unangefochten bleibe und über den Ausgang genauen Rapport abzustatten. Dieser, am folgenden Morgen dem General-Adjutanten zugekommene Rapport lautete wörtlich: »Das Pferd hat die Nacht bei seinem entseelten Herrn zugebracht. Als die Sonne eben aufgegangen war, sahen wir es zu wiederholten Malen um den Leichnam herumgehen und denselben von oben nach unten beriechen. Wahrscheinlich hatte es dadurch die Überzeugung von dem Tode seines Herrn erlangt, denn nachdem das arme Thier plötzlich ein klägliches Gewieher, das jedoch mehr Geschrei war, nach allen Seiten ausgestoßen und dadurch seinen Schmerz ausgedrückt hatte, richtete es seinen Lauf nach der nahen Donau, stürzte sich hinein und tauchte vor unsern Augen unter.«

602.

Der Geburtstag des Kaisers (15. August) wurde zu Wien mit großem Glanze gefeiert.

Am Tage vorher hörte man zu Schönbrunn während der Parade einen fürchterlichen Knall, wel-

cher von Wien her zu kommen schien. Einige Augenblicke darauf sah man einen Gensd'armen herbeigesprengt kommen. Dieser brachte Nachricht von einem sehr schrecklichen Ereignisse.

Eine Artillerie-Kompagnie machte im Stadtzeughause mehrere Kunstfeuer-Sachen zurecht, um das Geburtsfest des Kaisers zu feiern. Einer von ihnen setzte bei dem Zusammendrücken einer Bombe den Zünder in Brand; er geräth in Schrecken und schleudert die Bombe weit von sich weg; sie entzündet das Pulver, welches sich im Laboratorio befand. Achtzehn Kanoniere wurden durch den Schlag getödtet oder verwundet.

602.

Unter andern Künstlern, welche sich in Schönbrunn zeigten, war auch Mälzel, der Erfinder der Schach-Maschine. Der Kaiser ehrte ihn mit mehreren Aufträgen und unternahm eine Partie Schach.

Der Automat saß vor einem Tische, auf welchem das Schachspiel aufgestellt war, der Kaiser setzte sich ihm gegenüber und sagte: »Nun wohlan, Kamerad! wir wollen beide spielen.«

Der Automat verbeugt sich und giebt dem Kaiser ein Zeichen mit der Hand, um ihm anzudeuten, daß er anfangen möge. Die Partie hatte begonnen; der Kaiser machte zwei bis drei Züge und setzt absichtlich einen Stein falsch. Der Automat verbeugt sich,

nimmt den Stein weg und thut ihn wieder an seine Stelle. Der Kaiser spielt zum zweitenmal unrichtig, der Automat verbeugt sich wieder, aber er nimmt den Stein in Beschlag. »Das ist recht,« versetzt der Kaiser und spielt zum dritten Male unrichtig. Jetzt schüttelt der Automat mit dem Kopfe, fährt mit der rechten Hand über das Schachbret hinweg und stößt das ganze Spiel über den Haufen.

603.

Bei einer seiner Wanderungen um Wien begegnete der Kaiser einem sehr jungen Konscribirten, der sich zu seinem Korps begab, er hielt ihn an und fragte ihn nach seinem Namen, Alter, Regimente und Vaterlande.

»Mein Herr!« erwiederte der Soldat, der den Kaiser nicht kannte: »ich heiße Martin, bin 17 Jahr alt, aus dem Departement der Ober-Pyrenäen gebürtig.«

»Du bist also ein Franzose?«

»Ja, mein Herr!«

»Ah, Du bist ein Schurke von Franzosen. Man nehme diesem Menschen die Waffen ab und hänge ihn auf!«

»Ja! Donner und Wetter! ich bin ein Franzose; es lebe der Kaiser!«

Napoleon lachte sehr. Man reißt den Konscri-

birten aus seinem Irrthume, wünscht ihm Glück, und er eilt zu seinen Kameraden mit dem Versprechen einer Belohnung, die er auch bald erhielt.

604.

Der Verlauf des Attentats des bekannten Staps gegen das Leben des Kaisers wird von einem Augenzeugen, dem General Rapp, auf folgende den Stempel der Wahrheit an sich tragende Weise erzählt.

Wir waren in Schönbrunn, wo der Kaiser eben Musterung hielt. (13. Okt.) An der äußersten Spitze einer Kolonne hatte ich einen jungen Menschen bemerkt, den ich nun, als die Truppen defiliren sollten, dem Kaiser, welcher zwischen Berthier und mir hielt, sich nähern sah. Berthier glaubte, er wolle eine Bittschrift abgeben und bedeutete ihn, er habe sich an mich zu wenden, weil ich an diesem Tage den Dienst als Adjutant hatte. Er erklärte aber, er wolle mit Napoleon selbst sprechen und Berthier antwortete ihm nochmals: er sollte sich an mich wenden. Hierauf trat er zurück, kam aber bald wieder vorwärts und drängte sich sehr nahe an den Kaiser. Ich entfernte ihn, indem ich ihm Deutsch zurief, er solle warten, bis die Parade vorüber sey, wo er dann gehört werden würde, wenn er um etwas zu bitten habe. Ich beobachtete ihn aufmerksam, denn sein Drängen schien mir verdächtig, und bemerkte, daß er seine rechte Hand unter dem linken Rockschoße in der

Die Sache schien mir so ungewöhnlich, daß ich den Kaiser davon unterrichten zu müssen glaubte. Als ich ihm das Vorgefallene erzählt hatte, schien er etwas bekümmert, zuletzt befahl er mir aber mit einem Tone, wie ich ihn bisher nie von ihm gehört, ich solle den jungen Menschen in sein Kabinet bringen lassen. Dabei fuhr er mit der rechten Hand mehrere Mal über die Stirn und betrachtete alle Anwesenden mit forschenden Blicken. Berthier, Bernadotte, Savary und Duroc waren zugegen, und ich bemerkte, daß sich des Kaisers Blicke abwechselnd auf mehrere von uns hefteten, wiewohl er wissen mußte, daß Jeder von uns bereit sey, sein Leben für ihn zu opfern. Dem erhaltenen Befehle gemäß führten zwei Gensd'armen Staps vor Napoleon. Der Unglückliche hatte einen interessanten Zug im Gesichte, den man selbst bei dem Gedanken an das beabsichtigte Verbrechen nicht verkennen konnte, und ich hätte gewünscht, er möchte leugnen können; aber wie kann man einen jungen Menschen retten, der sich selbst verderben will? Der Kaiser fragte ihn, ob er des Französischen mächtig sey; Staps erwiederte, er sey sehr schwach darin, und da ich unter den Deutschen am Hofe Napoleons einer der fertigsten war, erhielt ich den Auftrag, ihn Deutsch zu verhören, wobei mir der Kaiser die meisten Fragen angab, die ich an ihn zu richten hatte. Der Kaiser war so neugierig auf die Antworten, daß ich bei dem Verhör nur Dollmetscher war und daher bei dem folgenden Gespräche den Kaiser selbst redend einführe.

»Woher sind Sie?«

»Von Naumburg.«

»Was ist Ihr Vater?«

»Protestantischer Geistlicher.«

»Wie alt sind Sie?«

»Achtzehn Jahre.«

»Was wollten Sie mit Ihrem Messer?«

»Sie tödten.«

»Sie sind ein Narr, junger Mensch; Sie sind ein Illuminat.«

»Ich bin kein Narr, und weiß nicht, was ein Illuminat ist.«

»Sie sind also krank?«

»Ich bin nicht krank, ich befinde mich wohl.«

»Warum wollten Sie mich tödten?«

»Weil Sie mein Vaterland unglücklich machen.«

»Habe ich Ihnen Böses gethan?«

»Wie allen Deutschen.«

»Von wem sind Sie abgeschickt? Wer hat Sie zu diesem Verbrechen ermuntert?«

»Niemand; die innige Überzeugung, daß ich durch Ihren Tod meinem Vaterlande und Europa den größten Dienst erweisen würde, hat mich bewaffnet.«

»Sahen Sie mich hier zum erstenmal?«

»Ich habe Sie schon in Erfurt bei Ihrer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland gesehen.« —

Ich war wirklich über die Kaltblütigkeit des jungen Menschen erstaunt und auch den Kaiser schien

seine Zuversicht aus der Fassung gebracht zu haben. Doch setzte er nach einiger Zeit das Verhör fort.

»Sie sind ein überspannter Kopf und stürzen Ihre Familie ins Unglück; aber ich will Ihnen das Leben schenken, wenn Sie mich wegen des Verbrechens, das Sie an mir begehen wollten, um Verzeihung bitten.«

»Ich will keine Verzeihung; im Gegentheil ist es mir sehr leid, daß ich meine Absicht nicht ausführen konnte.«

»Teufel! Sie scheinen sich nichts aus einem Verbrechen zu machen?«

»Sie tödten ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht.«

»Wen stellt das Bild vor, das man bei Ihnen gefunden hat?«

»Ein Mädchen, das ich liebe.«

»Ihr Schicksal wird sie wohl sehr betrüben?«

»Es wird sie betrüben, daß mir mein Vorhaben nicht gelungen ist; sie verabscheut Sie eben so sehr als ich.«

»Wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir es Dank wissen?«

»Ich werde Sie nichts desto weniger zu tödten suchen.«

»Hatten Sie schon damals die Absicht, mich zu tödten?«

»Nein; ich glaubte, Sie würden Deutschland nicht mehr bekriegen und war einer Ihrer größten Bewunderer.«

»Seit wann sind Sie in Wien?«

»Seit zehn Tagen.«

»Warum haben Sie die Ausführung Ihres Vorhabens so lange verschoben?«

»Vor acht Tagen kam ich nach Schönbrunn mit der Absicht, Sie zu tödten; aber die Parade war schon zu Ende, ich verschob daher die Ausführung auf heute.«

»Sie sind ein Narr, sage ich.«

Der Kaiser befahl jetzt, Corvisart zu rufen, als ich aber Staps auf seine Frage bemerkte, daß dies ein Arzt sey, erwiederte er mir: er bedürfe seiner nicht. Wir schwiegen nun, bis der Arzt kam, während welcher Zeit Staps die größte Ruhe zeigte. Sobald Corvisart eingetreten war, befahl ihm Napoleon, dem jungen Menschen den Puls zu befühlen, worauf Staps ihn kaltblütig fragte, »nicht wahr, mein Herr, ich bin nicht krank?«

»Der Herr befindet sich wohl,« antwortete Corvisart, gegen den Kaiser gewendet.

»Ich sagte es Ihnen ja,« fuhr Staps fort, und sprach diese letzten Worte im Tone des Vergnügens.

Napoleon war so überrascht, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; er gab Befehl, den jungen Menschen wegzuführen und sagte dann zu uns: »Dies sind die Folgen des Illuminaten-Ordens, der in Deutschland sein Wesen treibt. Wahrlich, vortreffliche Grundsätze und eine herrliche Aufklärung, welche die

Jugend zum Mord anleiten. Aber gegen eine Sekte läßt sich mit Kanonenschüssen nichts ausrichten.«

Staps konnte zu keinem Geständnisse gebracht werden; er wiederholte bei dem von dem General Lauer angestellten Verhöre beinahe dasselbe, was er vor Napoleon gesagt hatte. Seine Ergebung und seine Ruhe verleugneten sich keinen Augenblick und er bestand darauf, daß er die That aus eignem Antriebe ohne fremde Aufmunterung habe vollführen wollen.

Er wurde erschossen, nachdem er 24 Stunden lang keine Nahrung zu sich genommen hatte, die er mit der Erklärung ausschlug: »ich habe noch Kraft genug, um dem Tode entgegen zu gehen.« Als man ihm sagte, daß der Frieden geschlossen sey, bezeugte er große Betrübniß darüber und zitterte am ganzen Leibe. Auf dem Hinrichtungsplatze angelangt, rief er mit starker Stimme: »»Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinen Tirannen!«« und fiel.

Das Werkzeug des versuchten Verbrechens, ein ganz gewöhnliches Küchenmesser, schenkte Napoleon dem General Rapp. Er selbst beschleunigte den Abschluß des Friedens, und eilte aus einer Gegend, wo theils die Persönlichkeit des Staps und sein merkwürdiger Fanatismus einen unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht hatten, theils die Verhältnisse in Frankreich, Spanien und Portugal ihn nicht länger weilen ließen.«

605.

Der Kaiser hatte eben den Frieden unterzeichnet und dem Herrn von Menneval, seinem Geheimschreiber, einen Brief für den Kaiser von Östreich und einen für den Kaiser von Rußland diktirt; er wartete nicht, bis sie abgeschrieben waren, sondern ließ die Parade vorbei ziehen.

Nachdem Menneval die Briefe beendet hatte, legte er sie auf den Schreibtisch des Kaisers, damit er sie nach seiner Rückkehr lese und unterzeichne; er machte auch zwei Umschläge fertig, auf welche er zum Voraus die Überschriften setzte.

Der Kaiser las und unterzeichnete die beiden Briefe und während Meneval einem von ihnen das hinzu fügte, was er ihm befahl, machte er sich das Vergnügen, den andern selbst zu falten, ihn in den Umschlag zu thun, zu siegeln und dem östreichschen General Bubna zu übergeben, der seit der Parade in einem benachbarten Zimmer darauf wartete.

Der General war bereits nach dem Hauptquartier des Kaisers von Östreich abgegangen, als Menneval, der den zweiten Brief in den Umschlag legen will, findet, daß dieses der Umschlag für den Kaiser von Rußland war, während er den Brief an den Kaiser von Östreich in der Hand hielt.

Der Kaiser ging sofort selbst, um dem General Bubna einen Kourier nacheilen zu lassen, der ihn auch einholte; man sagte ihm, der Kaiser wünsche dem Briefe, dessen Überbringer er sey, noch etwas hinzuzufügen.

Der Irrthum wurde wieder gut gemacht; seitdem aber mischte sich der Kaiser nicht ferner in die Abfertigung seiner Depeschen.

606.

Einer der höheren Gesundheitsbeamten bei der Garde war im Weichbilde von Wien, nach der Seite von Schönbrunn, bei einer bejahrten Stiftsfrau einquartiert, einer nahen Verwandtin des Fürsten Johann von Lichtenstein, welchen Namen auch sie führte. Die Forderungen dieses Gesundheitsbeamten waren übertrieben und gingen weiter, als der Gebrauch gestattete. In einem Augenblicke, als der Ungarwein ihm die Vernunft ein wenig in Unordnung gebracht hatte, gerieth er auf den Gedanken, seiner Wirthin einen albernen und zugleich so groben Brief zu schreiben, daß die Dame sich veranlaßt sahe, die Hülfe des Generals Andreossy, Gouverneurs von Wien, in Anspruch zu nehmen, um sich eines so schlimmen Gastes zu entledigen. Gleich der Anfang des Briefes lautete ungefähr also: »Wenn der Marschall, Herzog von Danzig, ruhmvollen Andenkens, bei Ihnen, Madame einquartiert wäre, so würde er Ihnen sagen: Prinzessinchen u. s. w.«

Der Brief gelangte an den Kaiser, der den Schreiber sogleich am nächsten Morgen auf die Parade holen ließ.

»Sind Sie es,« rief er ihn hier sehr laut an,

indem er den Brief in der Hand hielt, »der diesen schändlichen Brief geschrieben und unterzeichnet hat?«

»Gnade, Sire! es geschah in einem Augenblick der Trunkenheit, und ich wußte nicht, was ich schrieb. Ich bin strafbar, ich gestehe es, aber ich fühle bittere Reue. Haben Sie die Gnade, an meine Dienste zu denken ... ich habe alle Feldzüge mitgemacht, ich bin Familienvater ...« Der Kaiser wurde dadurch nur noch mehr aufgebracht.

»Elender!« rief er, »einen meiner bravsten Feldherren zu beschimpfen und zugleich eine achtungswerthe Dame, die schon genug zu beklagen ist, weil sie das Unglück des Krieges mit ertragen muß. Ein Frauenzimmer und noch dazu ein bejahrtes auf solche Weise zu mißhandeln! Haben Sie keine Mutter mehr? Ich achte und verehre jede alte Frau, weil sie mich an meine Mutter erinnert. Ich glaube Ihre Entschuldigung nicht, ich nehme sie nicht an. Ich stoße Sie aus dem Orden der Ehrenlegion, Sie sind unwürdig, dieses ehrenvolle Zeichen zu tragen. General d' Orsenne, lassen Sie diesen Befehl vollziehen.«

Der Gesundheitsbeamte war übrigens ein sanfter, rechtschaffener und bei der Garde, sowohl seiner Talente als seines guten Benehmens wegen, geachteter Mann. Einige Tage später auf Bitten aller Generale der Garde und auf die eigene Verwendung der beleidigten Fürstin nahm der Kaiser seinen Spruch zurück.

607.

607.

Bei dem Marsche der Franzosen auf Wien zitterten die Einwohner von Augsburg, weil sie fürchteten, der Kaiser möchte sie die schlechte Behandlung entgelten lassen, die sie sich gegen baiersche Truppen erlaubt hatten. Der Schrecken war auf den höchsten Grad gestiegen, als man erfuhr, ein Theil des französischen Heeres werde durch die Stadt ziehen.

Eine junge Wittwe von großer Schönheit hatte sich mit ihrem Kinde nach Augsburg begeben, weil sie hoffte, daselbst ruhiger als an jedem andern Orte seyn zu können; bei der Annäherung der Truppen nimmt sie voller Schrecken ihr Kind auf die Arme und ergreift die Flucht; statt aber den Soldaten aus dem Wege zu gehen, läuft sie ihnen gradezu entgegen und geräth unter den französischen Vortrab.

Der General Lecourbe erblickt sie zitternd und außer sich; sie beschwört ihn auf den Knieen, ihre Ehre zu retten, sollte es auch ihr Leben kosten, dabei fällt sie in Ohnmacht. Der General bietet gerührt alle seine Sorgfalt auf und giebt ihr eine Sicherheitswache, um sie nach einer benachbarten Stadt zu begleiten, wo mehrere von ihren Anverwandten wohnen sollten. In dem Gewirre, welches bei dem Abmarsch der Truppen entstand, vergaß man, der Mutter, indem man sie fortbrachte, ihr Kind mitzugeben. Ein braver Grenadier nahm es, und indem er sich nach dem Orte erkundigte, wo die Mutter hingebracht worden war, versprach er heilig, es ihr

sobald als möglich wieder zu überliefern, es müßte ihm denn vor dem Rückmarsche eine Kugel das Leben rauben. Er ließ sich eine lederne Tasche machen, in welcher er seinen kleinen Schützling trug, und die so eingerichtet war, daß dem Kinde die Patronentasche zum Schutz diente. So oft der gute Grenadier fechten mußte, machte er ein Loch in die Erde, that das kleine Geschöpf hinein und nahm es wieder zu sich, sobald der Kampf ein Ende hatte. Am ersten Tage machten sich seine Kameraden über ihn lustig, aber bald sahen sie das Schöne seiner Handlung ein. Das Kind entging glücklich allen Gefahren.

Als man sich endlich auf den Rückmarsch nach München machte, bedauerte der Grenadier, welcher außerordentlich an dem kleinen Wesen hing, beinahe, daß er sich von ihm trennen müsse.

Die Mutter des Kindes hatte unterdessen viel ausgestanden; als sie den Verlust desselben gewahrte, wollte sie durchaus wieder umkehren, allein die sie begleitenden Soldaten ließen dies nicht zu. Am Orte ihrer Bestimmung angekommen, reiste sie sogleich wieder nach Augsburg zurück und erkundigte sich überall; Niemand konnte ihr Auskunft geben. Sie hielt ihren Sohn für todt und weinte bitterlich. So hatte ihr Gram beinahe 6 Monate gedauert, als die Armee wieder durch Augsburg zurückmarschirte. In ihrem Zimmer eingesperrt, arbeitete sie; da meldet man ihr, ein Soldat wünsche sie zu sprechen; er habe ihr etwas Köstliches zu übergeben, da er aber sein Korps nicht

verlassen könne, bitte er sie, zu ihm auf den Markt zu kommen.

Die Wittwe ließ sich ein so großes Glück nicht träumen, als ihr zu Theil werden sollte; sie geht und fragt nach dem Grenadiere. Dieser verläßt sein Glied, zieht das kleine Geschöpf aus seiner Tasche und übergiebt es der unglücklichen Mutter, die ihren Augen nicht trauen will. Da der brave Mann die Mutter für arm hielt, hatte er zugleich eine Sammlung veranstaltet, und dem Kleinen 25 Napoleonsd'or in die Tasche gesteckt.

608.

Als der Kaiser auf der Rückkehr nach Paris zu Augsburg aus dem Palaste des Kurfürsten von Trier trat, sah er auf der Straße eine Frau an seinem Wege knieend, von vier Kindern umgeben. Er hob sie auf und erkundigte sich mit Güte nach ihren Bedürfnissen. Die arme Frau überreichte, ohne zu antworten, ihm eine Bittschrift in deutscher Sprache, die der General Rapp übersetzte.

Sie war die Wittwe eines deutschen Arztes, der seit Kurzem gestorben und bei der Armee durch seinen Eifer bekannt war, den französischen Verwundeten beizustehen, wenn ihm durch Zufall dergleichen in die Hände kamen. Der Bischof von Trier und mehrere Personen vom Gefolge des Kaisers unterstützten das Gesuch der

Wittwe, die der Tod ihres Mannes beinahe an den Bettelstab gebracht hatte und die den Kaiser um eine Unterstützung für die Kinder des deutschen Arztes bat, durch dessen Bemühungen mehreren seiner tapfern Soldaten das Leben gerettet sey.

Der Kaiser gab Befehl, der Bittstellerin das erste Jahr eine Pension auszuzahlen, welche er auf der Stelle festsetzte. Die Wittwe stieß einen Freudenschrei aus und fiel in Ohnmacht, als der General Rapp ihr die Verfügung des Kaisers hinterbrachte.

609.

Ein Kourier hatte nach Fontainebleau die Nachricht gebracht, daß der Kaiser am 27. Oktober Abends dort eintreffen werde und daß er hier seinen und der Kaiserin Hausstand zu treffen wünsche.

Indessen reiste der Kaiser so schnell, daß er schon am 26. Vormittags in Fontainebleau eintraf und außer dem Großmarschall und dem Schloßvogte Niemanden vorfand, der ihn hätte in Empfang nehmen können.

Dieser widrige und doch ganz natürliche Zufall machte ihn sehr übel gelaunt. Er betrachtete Alles um sich her, als ob er Jemanden suche, den er ausschelten könne; und als er sah, daß der Eilbote von seinem Pferde steigen wolle, auf dem er mehr angeklebt war als saß, sagte er zu ihm: »Du kannst

Morgen ausruhen; eile nach St. Cloud und melde meine Ankunft.«

Der Arme machte sich sogleich auf und sprengte davon.

610.

Voller Ungeduld setzte Napoleon sich ganz allein an einen kleinen Tisch, um zu schreiben; er wünschte seine Sekretaire herbei, welche nicht kamen.

Um 5 Uhr traf ein Wagen von St. Cloud ein; er glaubte, es sey die Kaiserin, ging hinab, hörte aber, daß sie erst in einer Viertelstunde eintreffen werde. »Das ist sehr gut,« versetzte er, drehte sich schnell um und kehrte an seinen Tisch zurück.

Um 6 Uhr langte endlich die Kaiserin an; es war schon finster. Diesmal ging der Kaiser nicht hinab, und als man ihm sagte, daß es seine Gemahlin sei, fuhr er zu schreiben fort und machte keine Bewegung, sie zu empfangen. Dies war das erste Mal, daß er so verfuhr. Josephine fand ihn an seinem Tische.

»Ah! da sind Sie ja, Madame! Sie thun wohl; denn ich wollte eben nach St. Cloud abreisen.«

Nach dieser Anrede wandte er die Augen wieder auf seine Arbeit. Diese kalte Aufnahme schmerzte Josephinen sehr; sie wollte sich entschuldigen, allein der Kaiser gab ihr eine Antwort, daß ihr Thränen in

die Augen traten; sein Benehmen gereuete ihn jedoch bald, er bat sie um Verzeihung und gestand sein Unrecht ein.

611.

Man hat behauptet, daß der erste Gedanke einer Scheidung bei dem Kaiser von diesem Auftritte hergerührt habe. Die erste Idee dazu hatte aber Fouché dem Kaiser an die Hand gegeben; er war es auch, der aus eignem Antriebe, und um sich bei Napoleon wieder in die verlorne Gunst zu setzen, Josephinen auf dieses Ereigniß vorbereitete. Er erschien eines Tages bei ihr.

»Sie müssen, Madame, Frankreich und dem Kaiser einen großen Beweis der Aufopferung geben. Der Kaiser muß Kinder hinterlassen, welche seine Dynastie fortsetzen, und Frankreich eine königliche Familie geben, die den Bourbons jede Hoffnung zur Rückkehr raubt. Zehn Jahre der Ehe lassen der Nation und dem Kaiser nicht mehr die Hoffnung, daß Ew. M. Ihren Gemahl mit Kindern beschenken werden. Sie sind in dieser Hinsicht das einzige Hinderniß, welches der Befestigung des Glückes Frankreichs entgegensteht. Möchten Sie dem Rathe eines Mannes folgen, der Ihnen ganz ergeben ist. Die sonderbare Lage, in der Sie sich befinden, legt Ihnen im Namen Ihres Ruhmes und des allgemeinen Interesse ein großes Opfer auf. Ich weiß, wie groß es

Ihnen vorkommen muß, aber Ihr erhabener Geist wird sich darein zu finden wissen. Der Kaiser wird es nicht von Ihnen fordern; ich kenne seine Zuneigung für Sie. Seyn Sie noch größer als Er und geben dem Vaterlande und dem Kaiser diesen letzten Beweiß Ihrer Ergebenheit. Die Geschichte wird Ihnen dieses Opfer vergelten, und Ihren Namen über den der ausgezeichnetsten Frauen setzen, welche den Thron Frankreichs geschmückt haben.«

Josephine war so verwirrt, daß sie ihm nichts zu antworten wußte. »Ach!« sagte sie zu Lavalette; »von dem Throne herabzusteigen wird mir nicht schwer, denn Niemand weiß besser als ich, wie viel Thränen ich auf demselben vergossen habe; aber zugleich auch den Mann zu verlieren, dem meine ganze Liebe angehört — dies ist ein zu großes Opfer!«

612.

»Der Kaiser,« erzählt Savary, »welcher im Verlaufe dieses Tages oft aus seinem Kabinet zu der Kaiserin hinabstieg, fand sie diesen Tag in Thränen zerfließen. Er wollte die Ursache derselben wissen; sie antwortete ihm: »können Sie mich darum fragen, nach dem, was Sie mir haben sagen lassen?«

»Diese Antwort war ein Räthsel für ihn; er läßt es sich auflösen und bleibt ganz erstaunt über die Kühnheit seines Ministers; er läßt ihn holen,

und nie ist Jemand, von welchem Stande er auch sey, so behandelt worden, als der Polizei-Minister bei dieser Gelegenheit, nur der Leichtigkeit, mit welcher der Kaiser persönliche Beleidigungen verzieh, muß man es beimessen, daß ihm gestattet war, die Ausübung seines Amtes noch länger fortzusetzen, da er an einem Platze stand, den er so leicht mißbrauchen konnte; aber er setzte ferner kein Zutrauen in ihn. Wenn sich sogleich ein Mann im Staate gefunden hätte, sein Amt zu verwalten, er wäre den Augenblick damit bekleidet worden.«

613.

Als Napoleon in der Kirche Notre Dame Josephinen die Krone auf das Haupt setzte (266.), sahe dieses herrliche, innerlich trauernde Weib die Prophezeihung in Erfüllung gehen, die man ihr gestellt hatte! Sie vergoß Thränen der Rührung und sah ihren Gemahl mit einem zärtlichen und erkenntlichen Blicke an. Der Kaiser erwiederte ihr diesen, aber ohne etwas von der ernsten Würde zu verlieren, die eine so wichtige Feierlichkeit vor so vielen Zuschauern erfordert. Damals fiel ihm sicherlich noch der Gedanke an eine Scheidung nicht ein.

Man hat diese Scheidung dem grenzenlosesten, verwegensten Hochmuth und Ehrgeize beigemessen; bei einiger Menschenkenntniß wäre dieses Urtheil nicht gefällt worden.

Wenn ein Mensch, vielleicht mit den unsäglichsten Anstrengungen, sich zum Herrn eines gewissen Eigenthums gemacht hat, dann wünscht er, daß eine geliebte Seele dieses Eigenthum mit ihm theile. Diese Seele findet er in der Gattin. In späterer Zeit aber erinnert er sich an seinen dereinstigen Tod und nun erregt die Natur in ihm einen andern Wunsch: den Wunsch nach Kindern, denen er sein Eigenthum hinterlassen könne.

Gewahrt man diese Erscheinung schon im alltäglichen Leben, um wie viel mehr mußte sie bei einem Napoleon hervortreten, der das größte und beneidenswertheste Eigenthum besaß. Er würde es seinem Neffen, dem Sohne Ludwigs, hinterlassen haben, wenn derselbe nicht kurz vor der Adoption gestorben wäre. Dieser Todesfall erneuerte die Schmerzen des Kaisers und zerriß sein Herz; die Gewißheit, von Josephinen keinen Erben zu erhalten, brachte ihn zuweilen zur Verzweiflung. Wie wahr erscheint es also, was Constant sagt: »Oft habe ich ihn sich plötzlich bei seinen Arbeiten unterbrechen und voller Betrübniß ausrufen hören: »»Wem werde ich dies Alles hinterlassen?««

614.

Savary sagt über diesen Gegenstand: »Napoleons Ehrgeiz bestand darin, daß er sein Werk auf

die Nachwelt übertragen und seinem Nachfolger einen auf seinen zahlreichen Trophäen kräftig gegründeten Staat hinterlassen wollte.«

»Er konnte sich nicht verhehlen, daß die unaufhörlichen Kriege, die man ihm aufregte, in der Absicht, seine Macht zu mindern, in der That keinen andern Zweck hätten, als ihn persönlich zu demüthigen, weil mit ihm diese ganze Macht zusammenfiel, die nicht mehr durch die revolutionäre Schwungkraft unterstützt wurde, welche er selbst erdrückt hatte, und um fortdauernd im Auslande einen Alles beherrschenden Schrecken einzuprägen, hätte man im Innern dieses vulkanische Fieber unterhalten müssen, welches oft die Reiche rettet, welches aber auch, durch eine geschickte Hand geleitet, sie bisweilen zur Unterjochung führt.«

»Er war stets siegreich aus allen Unternehmungen hervorgegangen, die gegen ihn gebildet worden waren; fast alle hatten für seine Feinde eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht und auf diese Weise hatten sie selbst in seinen Händen diese Masse von Mitteln vereinigt, welche ihnen noch furchtbarer mit einem Genie, wie dem seinigen schien; aber auch, weil sie so oft darnach strebten, sie ihm zu entreißen, so lange er selbst seine Heere in Person anführte, was mußte man nicht fürchten für das, was sie unter seinem Nachfolger unternehmen konnten! Dieses sind die Betrachtungen, welche ihn bestimmt haben, und die ihm bisweilen die Bemerkung entrissen: »Sie

haben sich auf meinem Grabe zu einem Besuche verabredet, allein wir wollen sehen, wer zuerst dahin kommen wird.«

615.

Der Kaiser ließ den Prinzen Eugen*) aus Italien kommen, um seine Mutter im Augenblick der Scheidung zu trösten. Wenige Tage nach Eugens Ankunft hielt der Kaiser einen geheimen Rath, zu welchem außer den Groß-Officieren der Krone und den Ministern, auch die Mitglieder der Familie zugezogen wurden. Er erklärte in diesem Rathe die Gründe, welche ihn zum Vortheile des Staats bestimmten, durch eine neue Verbindung eine unmittelbare Nachkommenschaft zu erzielen, zu der in seiner bisherigen Ehe jede Hoffnung längst verschwunden sey. Er erklärte hierauf, daß es ihm frei stehe, sowohl in dem kaiserlich Östreichschen und kaiserlich Russischen Hause, als auch in den Herrscherfamilien Deutschlands eine Gemahlin zu erwählen. Die Groß-Officiere des Reichs und die Minister, wahrscheinlich von seiner geheimen Absicht in Kenntniß gesetzt, sprachen sich für eine östreichsche Prinzessin aus. Der Prinz Eugen stimmte bei und gab als Hauptgrund die katholische Religion der Erzherzogin an. Nur der

*) Die Könige von Sachsen, Neapel, Westphalen, Würtemberg und die Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie befanden sich bereits in Paris.

König von Neapel stimmte für eine russische Prinzessin, indem er seine Ansicht durch Auseinandersetzung der Vortheile unterstützte, welche die Verbindung mit dem mächtigsten und von Frankreich entferntesten Herrscher Europas haben mußte. Seine Betrachtungen über diesen Gegenstand waren sehr vernünftig, aber sie vermochten nichts gegen einen bereits gefaßten Entschluß.

Noch am nämlichen Abende wurde der Ehekontrakt des Kaisers aufgesetzt, unterzeichnet und von ihm nach Wien geschickt, zu gleicher Zeit mit dem förmlichen Antrage um die Hand der Erzherzogin Marie Luise. Den Auftrag der Brautwerbung erhielt der Fürst von Neufchatel; dem Erzherzoge Karl aber wurde eine Vollmacht gesandt, um sich die Erzherzogin im Namen des Kaisers Napoleon antrauen zu lassen.

616.

Die Ankunft Eugens war ein großer Trost für die Kaiserin. Als sie gezwungen war, im großen Rathe, vor dem Kaiser und in Gegenwart der Groß-Officiere des Reichs zu erklären, daß sie in die Scheidung willige, entwickelte sie einen solchen Muth, und eine solche Festigkeit der Seele, daß alle Zeugen davon tief ergriffen wurden. Am folgenden Tage verließ sie die Tuilerien, um nicht wieder dahin zurückzukehren.

Es war am 16. December. Die kaiserliche Familie befand sich im großen Saale versammelt, als die Kaiserin in einem weißen, ganz einfachen Kleide, ohne den geringsten Schmuck hereintrat. Sie sahe bleich aus, war aber ruhig und stützte sich auf den Arm der Königin Hortensie, die eben so bleich aussahe, aber weit bewegter war als ihre Mutter. Der Vicekönig stand dem Kaiser zur Seite mit in einander geschlagenen Armen, und so heftig zitternd, daß man alle Augenblicke fürchtete, ihn zu Boden stürzen zu sehen. Der Graf Regnault de St. Jean d'Angely las die Scheidungsakte vor.

Man hörte diese Vorlesung in der tiefsten Stille an; alle Gesichter verriethen die lebhafteste Ängstlichkeit. Die Kaiserin schien ruhiger als Alle, obschon beständig Thränen über ihre Wangen rollten. Sie saß in einem Lehnstuhle in der Mitte des Saales und stützte den Arm auf einen Tisch. Die Königin Hortensie stand hinter ihr und schluchzte. Am Ende der Vorlesung des Scheidungs-Akts stand die Kaiserin auf, trocknete sich die Augen und erklärte mit beinahe fester Stimme ihre Einwilligung; dann setzte sie sich wieder in ihren Lehnsessel und unterzeichnete. Sie entfernte sich jetzt, immer gestützt auf die Königin Hortensie; der Prinz Eugen ging zu gleicher Zeit durch das Kabinet; die Kräfte verließen ihn, er fiel ohne Bewußtseyn zwischen den beiden Thüren nieder.

617.

Der Kaiser hatte am Morgen des Scheidungstages einige Stunden bei Josephinen zugebracht. »Sein Schmerz war tief,« sagt Lavalette; »dieser Mann, den die ernstesten Ereignisse keinen Augenblick aufhalten oder beugen konnten, sank vor der vortrefflichen Frau auf die Kniee, und vergoß zahlreiche Thränen.«

Während der schrecklichen Feierlichkeit des Scheidungs-Akts sprach er kein Wort und machte keine Bewegung; er glich einer Bildsäule, seine Blicke waren stier und schienen zu irren. Den ganzen Tag zeigte er sich still und traurig. Am Abende, als er sich eben zu Bette legte, öffnet sich die Thür und Josephine tritt mit zerstreuten Haaren und ganz verändertem Gesicht herein. Schwankenden Trittes geht sie nach dem Bette des Kaisers hin, bleibt dort stehen und weint auf eine herzzerreißende Weise. Sie fällt aufs Lager hin, schlingt ihre Arme dem Kaiser um den Hals und liebkoset ihn auf die rührendste Art. Auch der Kaiser weint; er setzt sich auf, drückt Josephinen an seine Brust und sagt: »Meine gute Josephine! Sey verständiger! Auf! Muth, Muth! Immer werde ich Dein Freund seyn!«

618.

Josephine verließ nach der Scheidung Malmaison nie mehr, außer um einige Reisen nach Navarra

zu machen. »So oft ich mit dem Kaiser nach Paris zurück kam,« sagt Constant, »war meine erste Sorge, mich nach Malmaison zu begeben. Selten war ich der Überbringer eines Briefes vom Kaiser; nur bei wichtigen Anlässen schrieb er an sie. »»Sagen Sie der Kaiserin, daß ich mich wohlbefinde und daß ich wünsche, sie möge glücklich seyn;«« dies waren fast immer seine Worte, wenn er mich abreisen sah. Sobald ich ankam, ließ die Kaiserin Alles stehen und liegen, um mit mir zu sprechen; oft blieb ich eine Stunde, ja zwei bei ihr; während der Zeit war blos vom Kaiser die Rede. Ich mußte ihr Alles erzählen, was er auf der Reise ausgestanden hatte, ob er traurig oder heiter, krank oder gesund gewesen war. Sie weinte bei den Erzählungen, die ich ihr gab und empfahl mir unaufhörlich, für seine Gesundheit zu sorgen und ihn in Acht zu nehmen; darauf erkundigte sie sich nach meinem und der Meinigen Schicksale u. s. w. Zuletzt entließ sie mich mit einem Briefe an den Kaiser, und bat mich, ihm zu sagen, welch ein Glück sein Besuch für sie seyn würde.«

Vor der Abreise nach Rußland verdoppelte die Kaiserin, welche unruhig über diesen Krieg war, den sie gänzlich mißbilligte, noch ihre Empfehlungen. Sie schenkte mir ihr Bildniß und sagte zu mir: »mein lieber Constant, ich rechne auf Sie. Wenn der Kaiser krank ist, so geben Sie mir Nachricht davon; nicht wahr? Verschweigen Sie mir ja nichts; ich liebe ihn so sehr.«

»Gewiß hatte die Kaiserin sehr viele Gelegenheit, Nachrichten von dem Kaiser zu erhalten; aber wenn sie täglich hundert Briefe von Personen aus seiner Umgebung empfangen hätte, sie würde dieselben insgesammt mit derselben Begier gelesen und wieder gelesen haben.«

619.

Josephine benahm sich gegen die Personen ihres Hauses mit der größten Feinheit und Artigkeit; nie kam ein Vorwurf aus ihrem Munde.

Hatte eine ihrer Damen ihr Ursache zur Unzufriedenheit gegeben, so bestand die einzige Strafe, die sie ihr zufügte, blos in einem unbedingten Stillschweigen von ihrer Seite, das einen, zwei, drei oder acht Tage dauerte, je nach der Schwere des Vergehens.

Aber diese dem Anschein nach so milde Strafe war für die meisten Damen grausam.

620.

Einige Monate vor der Krönung war ein kleines fünfthalb Jahr altes Mädchen aus der Seine gezogen worden und eine mildthätige Frau Namens Pillet hatte sich angelegen seyn lassen, die arme Waise zu sich zu nehmen.

Als

Als die Kaiserin davon Nachricht erhielt, wünschte sie das Kind zu sehen. Nachdem sie es einige Minuten lang mit Rührung betrachtet und der Pflegemutter ihren Schutz mit Anmuth und herzlicher Aufrichtigkeit angeboten hatte, kündigte sie ihr an, sie wolle für das Schicksal des armen Mädchens sorgen; hierauf setzte sie mit dem ihr eigenthümlichen Zartgefühl und liebreichen Tone hinzu: »Ihre gute That hat Ihnen zu viele Ansprüche auf die arme Kleine erworben, als daß ich Ihnen die Gelegenheit rauben sollte, Ihr Werk selbst zu vollenden. Erlauben Sie mir, die Kosten ihrer Erziehung über mich zu nehmen; aber Sie selbst sollen sie in eine Erziehungs-Anstalt thun und die Aufsicht über sie führen; ich will nur ihre zweite Wohlthäterin seyn.«

Sie griff dabei in die Haare der armen Kleinen (wie sie sie nannte) und küßte sie mit Muttergüte auf die Stirn.

621.

Als Josephine eines Morgens allein mit dem Kaiser frühstückte, vernahm man auf einmal das Geschrei eines Kindes, das unter einer verborgenen Treppe hervor tönte. Das Gesicht des Kaisers verfinsterte sich, er runzelte die Stirn und fragte barsch, was das bedeuten solle. Man sahe nach und fand ein neugebornes Kind, sorgfältig und reinlich eingewickelt, in einer Art von Wiege liegend; das Leibchen war mit einem Bande umwickelt, an welchem ein zusammengelegtes Papier hing.

Die Kaiserin verlangte das Kind zu sehen und befahl, die Wiege herbei zu bringen. Napoleon wollte dies anfänglich nicht zugeben, und äußerte sein Erstaunen und seinen Unwillen darüber, daß man auf diese Art bis in das Innere seines Zimmer habe eindringen können. In dem Augenblicke fing das Kind von neuem an zu schreien; der Kaiser konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, obschon er immer brummte und sagte: »Josephine! laß doch das Kind (marmot) wegschaffen!«

Die Kaiserin, diese Rückkehr der guten Laune benutzend, ließ die Wiege herbei bringen. Sie liebkosete das Kind, beruhigte es und las die Bittschrift der Ältern, welche es an sich trug. Darauf näherte sie sich dem Kaiser und ersuchte ihn, das Kind doch auch etwas zu liebkosen, und in die schönen vollen Wangen zu kneipen; dies that er, ohne sich viel bitten zu lassen, denn er spielte gern mit Kindern.

Die Kaiserin steckte endlich eine Rolle Napoleonsd'or in die Wiege und ließ das Kind zu dem Haushofmeister des Palastes bringen, damit er es seinen Ältern zurück gebe.

622.

Constant erzählt einen Zug von Eifersucht der Kaiserin, der zu einem sehr lächerlichen Resultat führte.

Eine Ehrendame, Frau v. Rémusat, fand Jo-

sephinen eines Abends in Thränen und voll Verzweiflung. »Ich bin überzeugt,« sagte ihr die Kaiserin, »daß er jetzt bei einem Frauenzimmer schläft.« — »Liebe Freundin,« fuhr sie weinend fort, »nehmen Sie das Licht, wir wollen an seiner Thür horchen und wir werden gewiß etwas hören.«

Frau v. Rémusat gab sich alle mögliche Mühe, sie von diesem Vorhaben abzubringen; sie stellte ihr die späte Stunde, den finstern Gang und die Gefahr vor, die sie liefen, auf der Stelle betroffen zu werden; aber alles war vergebens. »Sie müssen mich durchaus begleiten,« sagte Josephine, indem sie ihr das Licht in die Hand gab, »wenn Sie sich fürchten, so will ich voraus gehen.« — Frau v. Rémusat gehorchte und die beiden Damen schlichen auf den Schuhspitzen in dem Zwischengange bei dem Scheine eines einzigen Lichts fort, das der Luftzug hin und her bewegte.

Bei der Ankunft an der Thür des Vorzimmers des Kaisers bleiben sie stehen, holen kaum Athem und die Kaiserin öffnet leise. Als sie aber den Fuß ins Innere setzte, schnarchte Rustan, der dort lag und eingeschlafen war, eben fürchterlich. Man hatte die Anwesenheit eines Dritten gar nicht erwartet; Frau von Rémusat, die ihn schon, mit Degen und Pistolen in der Hand empor springen sah, drehte sich um, lief, was sie konnte, mit dem Lichte davon und ließ Josephinen im Dunkeln zurück. Im Schlafzimmer der Kaiserin wieder zu sich kommend, fällt ihr ein, daß sie ihre Gebieterin nicht im Stich lassen

dürfe; sie fand Josephinen, wie sie sich beide Seiten hielt, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Josephine war plötzlich von ihren traurigen Gedanken befreit.

623.

Der Kaiser und die Kaiserin besuchten eines Tages die Werkstatt des berühmten David, um das prächtige Krönungsgemälde zu besehen, welches so eben fertig geworden war. Sie bewunderten lange diese schöne Arbeit, welche alle Arten von Verdienst in sich vereinigte; der Künstler war ganz stolz darauf, als er den Kaiser die vornehmsten Personen des Gemäldes nach einander nennen hörte; deren Ähnlichkeit wahrhaft wunderbar war. »Wie groß, wie schön ist das!« rief der Kaiser aus. »Was für ein Ansehen haben alle Gegenstände! Welche Wahrheit! Dies ist keine Malerei; man geht auf diesem Gemälde herum!«

Als zuerst seine Blicke auf die große Emporkirche in der Mitte fielen, erkannte er seine Mutter und mehrere Herren und Frauen. »Dort erblicke ich den guten Herrn Vien,« fuhr der Kaiser fort. »Ja, Sire!« versetzte David, »ich wollte meinem berühmten Lehrer dadurch meine Ehrfurcht beweisen, daß ich ihn auf einem Gemälde anbrächte, das wegen seines Gegenstandes das wichtigste unter meinen Werken seyn wird.« Hierauf nahm Josephine das Wort, um den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, mit welchem Glücke David den anziehenden Augenblick ergriffen

und dargestellt hatte, wo der Kaiser im Begriff ist sie zu krönen. »Ja,« versetzte Napoleon, indem er sich mit einem Vergnügen umsahe, das er nicht zu verbergen suchte, »der Augenblick ist vortrefflich gewählt, die Handlung ist vollkommen angedeutet; die beiden Personen sind sehr gut getroffen.« Indem er so sprach, sah er die Kaiserin an, setzte dann die Untersuchung des Gemäldes in allen seinen Einzelnheiten fort und lobte vorzüglich die Gruppe italienischer Geistlichen bei dem Altare: eine Zuthat, welche der Maler erfunden hatte. Nur schien er zu wünschen, daß der Papst in einer unmittelbaren Thätigkeit vorgestellt wäre. *)

Ein Dispût, welcher zwischen David und dem Kardinal Caprara stattgefunden hatte, machte dem Kaiser viel zu lachen. Man weiß, daß der große Künstler einen Widerwillen gegen angekleidete, besonders gegen solche Gestalten hatte, welche auf moderne Art gekleidet waren. An allen seinen Arbeiten bemerkte man einen so entschiedenen Geschmack für die Antika, daß derselbe sich sogar in der Art, die lebenden Personen zu drapiren, einschlich. Nun trug der Kardinal Caprara, einer der Beistände des Papstes bei der Krönungsfeier, eine Perücke. Da ihn David mit auf seinem Gemälde angebracht hatte, so fand er für gut, ihm die Perücke zu nehmen und ihn mit kahlem Haupte, übrigens aber ganz ähnlich, vorzustellen. Der Kardinal war darüber ganz trostlos und

*) Dieses seltene Kunstwerk wurde im Jahr 1814 nach der Rückkehr der Bourbons vernichtet.

bat den Künstler inständig, ihm seine Perücke wiederzugeben; David schlug ihm dies durchaus ab. »Nie,« sagte er, »werde ich meinen Pinsel so weit herabwürdigen, eine Perücke zu malen.« Voller Zorn begab der Kardinal sich zu dem Herrn v. Talleyrand, Minister des Auswärtigen und führte Beschwerden. Unter andern Gründen gab er an, daß nie ein Papst eine Perücke getragen habe; man würde daher bei ihm, dem Kardinal, sicherlich die Absicht voraussetzen, er mache auf den päpstlichen Stuhl, im Falle seiner Erledigung, Anspruch; diese Absicht spreche sich ganz deutlich durch die Weglassung seiner Perücke auf dem Krönungsgemälde aus. Vergebens bat der Kardinal; David wollte nie darein willigen, ihm seine theure Perücke wiederzugeben; er sagte: »Sr. Eminenz müsse sich sehr glücklich schätzen, daß er ihm nichts weiter genommen habe.«

Als der Kaiser diese Erzählung mit angehört hatte, deren einzelne Umstände von der Hauptperson des Auftritts bestätigt wurden, machte er diesem noch einige Bemerkungen, wobei er alle mögliche Schonung brauchte. Sie wurden von dem wackern Künstler aufmerksam angehört, welcher sich verbeugte und dem Kaiser versprach, seine Rathschläge zu benutzen.

Der sich neigende Tag machte endlich den Kaiser aufmerksam, daß es Zeit zum Scheiden sey. Er wurde von David bis an die Thür seines Arbeitszimmers zurück begleitet. Hier blieb der Kaiser auf einmal stehen, nahm seinen Hut ab und drückte durch einen Gruß, der voller Anmuth war, die Ehre

aus; welche er einem ausgezeichneten Künstler erweise. Die Kaiserin aber vermehrte Davids lebhafte Rührung durch einige von jenen bezaubernden Worten, welche sie so trefflich auszudrücken und so geschickt anzubringen verstand.

624.

Bereits früher wurde erwähnt, daß der Kaiser zuweilen gern einen Maskenball besuchte. Seine Haltung war indessen so allgemein bekannt, und er hatte in der sogenannten kleinen List so wenig Geschick, daß es ihm nicht gelingen wollte, unerkannt zu bleiben.

Eines Tages ließ er sich, um einen Maskenball bei dem italienischen Botschafter zu besuchen, zehn verschiedene Anzüge bereit legen. »Ich legte ihm,« sagt Constant, »so gut als ich es vermochte, einen schwarzen Domino an und gab mir alle Mühe, ihn ganz unkenntlich zu machen. Alles ging ziemlich gut, ungeachtet einer großen Menge von Bemerkungen von Seiten des Kaisers über das Abgeschmackte der Verkleidung, über die schlechte Haltung, welche ein Domino gebe u. s. w. War aber die Rede von der Veränderung der Fußbekleidung, so weigerte er sich durchaus, ungeachtet aller meiner Vorstellungen; daher wurde er auch sogleich bei seinem Eintritte in den Ballsaal erkannt. Mit auf den Rücken geschlagenen Händen (nach seiner Gewohnheit) geht er gerade auf eine Maske los, will eine Intrigue anknüpfen, und

bei der ersten Frage, welche er thut, antwortet man ihm mit Sire!«

»Verdrüßlich kehrt er schnell um und kommt wieder zurück. »»Sie haben Recht, Constant, man hat mich erkannt! Geben Sie mir Halbstiefeln und einen andern Anzug.«« Ich zog ihm die Halbstiefeln an, verkleidete ihn von neuem und empfahl ihm vorzüglich, die Arme herabhängen zu lassen, wenn er nicht auf den ersten Anblick wieder erkannt seyn wolle. Er versprach dies in allen Stücken genau zu befolgen, aber kaum war er in seinem neuen Anzuge eingetreten, so redet ihn eine Dame an, die, als sie ihn mit den Händen auf dem Rücken erblickt, zu ihm sagt: »»Sire, Sie sind erkannt!«« Der Kaiser ließ sogleich die Hände fallen, aber es war zu spät und schon trat Jedermann ehrfurchtsvoll vor ihm zurück, um ihm Platz zu machen. Nochmals kommt er zurück, kleidet sich zum drittenmal um und verspricht mir feierlich, auf seine Geberden, seinen Gang Acht zu haben; sogar erbot er sich zu wetten, daß er nicht erkannt werden würde. Diesmal trat er in der That in den Saal wie in eine Kaserne, stieß und schob Alles um sich her, aber demungeachtet sagte man ihm nochmals ins Ohr: »»Ew. Majestät sind erkannt.«« Neue Verlegenheit, neue Verkleidung, neue Rathschläge von meiner Seite, neue Versprechungen; aber immer wieder derselbe Erfolg, bis er endlich das Hotel des Botschafters in der festen Überzeugung verließ, daß er sich nicht verbergen könne und daß der Kaiser unter jeder Verkleidung erkennbar sey.«

625.

Eines Tages, zur Karnevalszeit, äußerte Josephine den Wunsch, den Maskenball im Opernhause zu besuchen. Sie bat den Kaiser, sie zu begleiten, aber er schlug es ihr trotz der zärtlichsten Bitten ab. Josephine beschloß also, ihr Heil für sich zu versuchen.

Sie begab sich am Abende zu der bestimmten Stunde auf den Ball. Der Kaiser, der sie überraschen wollte, ließ eine von den Kammerfrauen rufen und verlangte von ihr eine genaue Beschreibung des Anzuges der Kaiserin. Hierauf fuhr er selbst nach dem Opernhause, suchte Josephinen im Saale überall, konnte sie aber nicht finden. Eine Maske schließt sich an ihn an, spricht mit ihm, setzt ihn in Verlegenheit und quält ihn auf alle Art mit einer solchen Zudringlichkeit, daß er sich nicht länger halten kann. Seine Verlegenheit überschritt alle Grenzen des Komischen; der Domino, welcher dies bemerkte, verdoppelte seine Einfälle und Spottreden, bis er endlich glaubte, es sey Zeit, damit aufzuhören; er verschwand unter dem großen Haufen.

Ärgerlich verließ der Kaiser das Haus. — »Gestern warst Du nicht auf dem Opernballe,« sagte er zur Kaiserin, als er sie am andern Morgen sah.

»Wahrhaftig, ich war da.«

»Wie? Nein!«

»Ich versichere Dich, daß ich da gewesen bin. Und Du, mein Freund, was hast Du den ganzen Abend gemacht?«

»Ich habe gearbeitet.«

»O! das ist sonderbar! ich habe gestern auf dem Balle einen Domino gesehen, der denselben Fuß und die nämliche Fußbekleidung hatte, wie Du; ich habe ihn für Dich gehalten und habe daher mit ihm gesprochen.«

Der Kaiser lachte laut, als er sah, wie er angeführt worden war, und daß die Kaiserin in dem Augenblicke, als sie auf den Ball gehen wollte, den Anzug geändert hatte, weil sie den ersten nicht schön genug fand.

626.

Die schlechte Ökonomie, welche in dem Hause der Kaiserin herrschte, war für Napoleon stets ein Gegenstand des Kummers; er hatte verschiedenen Lieferanten Josephinens die Thür verbieten lassen, weil er wußte, daß sie ihr allzugroßes Zutrauen nur mißbrauchten.

Als er eines Morgens zur Kaiserin kam, ohne erwartet worden zu seyn, fand er einige Damen, welche ihren geheimen Toiletten-Rath ausmachten, und eine berühmte Modenhändlerin bei ihr, welche über die reichsten und ausgesuchtesten Neuigkeiten im Reiche des Luxus Bericht erstattete. Sie war eine von den Personen, welchen der Kaiser den Eintritt in den Palast streng untersagt hatte; er erwartete also nicht, sie da zu finden. Indessen machte er kein Auf-

hebens, und Josephine, welche ihn besser als irgend Jemand kannte, war die Einzige, welche das Spöttische seines Blickes verstand, als er beim Fortgehen sagte: »Fahren Sie fort, Madame! Es thut mir leid, Sie gestört zu haben.«

Die Modenhändlerin war höchlich erstaunt, nicht zur Thür hinausgeworfen worden zu seyn und eilte, ihren Kram zusammen zu packen; als sie aber auf die erste Stufe der Treppe kam, die nach den Zimmern der Kaiserin führte, redete sie auf einmal ein Polizei-Agent an und ersuchte sie außerordentlich höflich, in einen Fiakre zu steigen, der sie im Hofe des Karrousels erwartete. Vergebens wandte sie ein, sie wolle lieber zu Fuße gehen; der Polizei-Agent berufte sich auf seine bestimmten Befehle, nahm sie beim Arme, führte sie zum Wagen, und sie mußte mit diesem unangenehmen Begleiter nach Bicêtre fahren.

627.

Der Kaiser vernahm, daß diese Aufhebung (626.) in Paris großes Ärgerniß verursacht habe; man beschuldige ihn laut, er wolle die Bastille wiederherstellen; viele Personen hätten die Gefangene besucht und ihr ihr Beileid bezeugt, und es hielten vor dem Gefängnißthore von Bicêtre eine Menge Wagen.

Napoleon achtete hierauf nicht und machte sich über die Theilnahme lustig, die, wie er sagte, eine Kopfzeughändlerin erregt habe. »Ich will,« setzte er

hinzu, »die alten Klatschen schwatzen lassen, welche es für eine Ehre halten, sich durch Flitterstaat zu Grunde zu richten; diese alte Jüdin aber soll wissen, daß man meine Befehle nicht ungestraft verhöhnt.«

628.

Ein anderer berühmter Modenhändler erregte eines Tages ebenfalls das Erstaunen und den Zorn des Kaisers durch Bemerkungen, welche in Frankreich Niemand, ausgenommen dieser Mann, ihm zu machen das Herz gehabt hätte.

Der Kaiser, welcher am Schlusse jedes Monats die Rechnungen seines Hauses in Ordnung brachte, fand die Liquidation dieses Modenhändlers übertrieben und ließ ihn vor sich kommen.

»Mein Herr!« redete er ihn an, die Rechnung in der Hand haltend. »Ihre Preise sind toll, ja wo möglich noch toller, als die Närrinnen und Thörinnen, welche sich einbilden, Sie in Nahrung setzen zu müssen. Machen Sie Ihre Rechnung billiger, oder ich thue es selbst.«

Der Kaufmann, welcher eine Abschrift seiner Rechnung in der Hand hatte, fing an, Artikel für Artikel, den Preis der gelieferten Sachen zu rechtfertigen und schloß diese ziemlich lange Aufzählung mit einer Art von Erstaunen und Bedauern, daß sich die ganze Summe nicht noch höher belaufe. Der Kaiser, welcher sich während dieses Geschwätzes ankleiden ließ,

hielt seine Ungeduld nur mit Mühe zurück. Aber erst jetzt überschritt der Modenhändler alle Schranken, indem er sich die Bemerkung erlaubte, daß der Kaiser viel zu wenig für die Toilette der Kaiserin hergebe, und daß manche Bürgerfrauen es sich mehr kosten ließen.

Man zitterte für den Rücken des Unbesonnenen; aber der Kaiser begnügte sich, die Rechnung desselben in der Hand zusammen zu kneifen, die Arme auf der Brust in einander zu schlagen und auf ihn zuzugehen. »Wahrhaftig!« rief er aus, und dies mit einem Tone und einem Blicke, daß der Modenhändler eilig das Hasenpanier ergriff, ohne die Abmachung seiner Rechnung abzuwarten.

629.

Ein Reisender hatte der Kaiserin ein Affenweibchen von dem Geschlechte der Orang-Outangs geschenkt. Josephine gab Befehl, dieses Thier in die Menagerie nach Malmaison zu bringen. Es war äußerst sanft und friedlich und gut erzogen. Man mußte die Äffin sehen, wenn sich Jemand dem Stuhle näherte, auf welchem sie saß; da nahm sie eine anständige Stellung an, schlug die Schöße eines langen Oberrocks, den sie trug, über die Beine und Schenkel, stand dann auf, um ein Kompliment zu machen, hielt jedoch immer ihren Oberrock über die Beine hinweg geschlossen und that Alles, was ein

sehr gut erzogenes Mädchen thun kann. Sie aß an einem Tische mit Messer und Gabel und hielt sich dabei reinlicher, als gewöhnlich ein Kind zu thun pflegt. Beim Essen bedeckte sie sich gern das Gesicht mit ihrer Serviette, und wenn sie dieselbe wegnahm, stieß sie ein Freudengeschrei aus. Steckrüben waren ihre Lieblingsspeise; als eine Palast-Dame ihr dergleichen wies, lief sie ihr nach, machte Luftsprünge, schoß Purzelbäume und vergaß gänzlich alle Lehren von Sitte und Anstand. Die Kaiserin lachte laut auf, als sie die Äffin in ihrer unanständigen Stellung der Dame gegenüber erblickte.

630.

Die gedachte Äffin wurde von einer Entzündung in den Eingeweiden befallen. Nach den Anweisungen des Reisenden, welcher sie mitgebracht hatte, legte man sie in ein Bett, wo sie wie ein Frauenzimmer mit Hemde und Jäckchen angezogen war. Sorgfältig hielt sie die Bettdecke bis an das Kinn herangezogen; auf dem Kopfe wollte sie nichts leiden und hielt die Arme außerhalb des Bettes; die Hände waren in den Ärmeln des Röckchens versteckt. Kam ein Bekannter in ihre Stube, so machte sie ihm eine Bewegung mit dem Kopfe und nahm ihn bei der Hand, welche sie liebreich drückte. Begierig verschluckte sie die in Hinsicht ihrer Krankheit vorgeschriebenen Arzneien, weil sie gezuckert waren. Als man ihr eines

Tages einen Manna-Trank zurecht machte, fand sie, daß es zu lange dauerte, ehe sie ihn bekam; sie zeigte sich ungeduldig wie ein Kind, schrie, warf sich im Bette herum, stieß die Decke fort und faßte endlich ihren Arzt mit so vieler Hartnäckigkeit beim Rocke, daß er nachgeben mußte. Im Besitz der gewünschten Tasse, fing sie an, ganz langsam, in kleinen Zügen, mit aller Lust eines Wohlschmeckers zu trinken, darauf gab sie die Tasse zurück und legte sich wieder nieder.

Das arme Geschöpf zeigte sich überaus dankbar für die Sorgfalt, welche man ihm bewies, und die Kaiserin liebte es außerordentlich.

631.

»Josephine,« sagte Napoleon, »war die größte Gönnerin der schönen Künste, die man in Frankreich seit einer langen Reihe von Jahren gesehen. Sie hatte häufig kleine Streitigkeiten mit Denon und sogar mit mir, da sie sich schöne Statuen und Gemälde für ihre eigne Gallerie verschaffen wollte, anstatt sie dem Museum zuzuwenden. Nun suchte ich immer dem Volke zu gefallen, und wo ich nur eine schöne Statue oder ein schätzbares Gemälde erhalten konnte, da schickte ich sie zum Besten der Nation in das Museum.«

»Josephine,« fuhr er fort, »war die Grazie in Person. Alles that sie mit einer eignen Anmuth und Zartheit; ich sahe sie während der ganzen Zeit, die wir mit einander lebten, nie etwas auf eine an-

dere Weise thun. Sie hatte Grazie sogar en se couchant. Ihre Toilette war ein vollständiges Rüsthaus und sie vertheidigte sich mit Erfolg gegen die Angriffe der Zeit.«

632.

Einige Palast-Damen hatten die Kaiserin einmal überredet, daß nichts schöner und ihrer würdiger sey, als ein Schmuck von antiken griechischen und römischen, dem Zwecke gemäß ausgesuchten Steinen. Mehrere Kammerherren unterstützten diesen Vorschlag, welcher der Kaiserin nicht ermangelte zu gefallen; sie liebte Alles, was auf Originalität Anspruch machte. Eines Morgens trat sie in das Gemach ihres Gemahls.

»Bonaparte! die und die Damen haben mir den Rath gegeben, mir einen Schmuck von antiken Steinen anzuschaffen; ich bitte Dich also, Denon sagen zu lassen, daß er für mich recht schöne aussuche.«

Napoleon lachte laut und schlug ihr anfänglich ihr Gesuch geradezu ab. Jetzt kam der Großmarschall des Palastes, den der Kaiser von der Sache unterrichtete und um seine Meinung fragte.

Der Herzog von Friaul fand die Idee sehr schön und vereinigte seine Bitten mit denen der Kaiserin.

»Es ist eine Erzthorheit!« rief der Kaiser, »aber man muß am Ende doch thun, was die Frauen wünschen. Duroc! gehen Sie selbst ins Antiken-Kabinet und wählen Sie das Nöthige aus.«

633.

633.

»Josephine,« sagt Savary, »stieg von ihrem hohen Range mit vieler Gelassenheit herab, indem sie sagte, daß sie über den Verlust der Ehre durch den Trost, dem Willen des Kaisers Gehorsam geleistet zu haben, entschädigt werde. Sie verließ den Hof, allein die Herzen verließen sie nicht; man hatte sie immer geliebt, weil nie Jemand so gutmüthig gewesen ist. Sie theilte Geschenke in Menge aus, und mit solcher Anmuth, daß man geglaubt hätte, unhöflich zu seyn, hätte man sie nicht annehmen wollen; man konnte nicht vor ihr erscheinen, ohne mit denselben überhäuft sie wieder zu verlassen. Sie hat Niemanden in der Zeit ihrer Macht geschadet; ihre Feinde sogar sind von ihr beschützt worden; es verfloß fast nicht ein Tag ihres Lebens, daß sie nicht eine Gnade für Jemanden erbeten hätte, den sie oft nicht kannte, der aber ihre Theilnahme zu erregen wußte; sie hat das Glück einer großen Anzahl von Familien gegründet und in ihren letzten Jahren war sie von einer Kolonie Kinder umringt, deren Mütter sie verheirathet und ausgestattet hatte. Man hat ihr Verschwendung in ihren Ausgaben vorgeworfen; muß man sie deshalb tadeln? Man hat nicht dieselbe Sorgfalt bewiesen, die Erziehungen zu zählen, welche sie für Kinder dürftiger Ältern bezahlte; man hat nicht von den Almosen gesprochen, die sie in die Wohnungen tragen ließ. Ihr ganzer Tag ging hin in der Beschäftigung mit Andern; sehr wenig beschäftigte sie sich mit sich selbst. Jedermann

Bayerische Staatsbibliothek München

fühlte ihren Verlust für den Kaiser, weil man wußte, daß sie ihm nur Gutes fast von Allen sagte, die ihm dienten.«

634.

Der Kaiser äußerte von Josephinen: »Wir führten mit einander ein wahrhaft bürgerliches Leben, voll der größten Zärtlichkeit und so innig, daß wir lange Zeit nur ein Zimmer und ein Bett hatten. Ein sehr wichtiger moralischer Umstand, welcher wundervoll auf das Häusliche wirkt, den Einfluß der Frau und die Abhängigkeit des Mannes sichert und Vertraulichkeit und gute Sitten erhält. Wenn man die Nächte beisammen ist, so verliert man sich in gewissem Betracht nicht aus den Augen, denn außerdem wird man sich bald fremd. So lange wir diese Gewohnheit beibehielten, wußte Josephine alle meine Handlungen, alle meine Gedanken. Sie folgte mir in Allem, faßte Alles und errieth Alles, was freilich dann und wann einen Zwang in meine persönlichen, wie in meine Geschäftsverhältnisse brachte. Während des Lagers bei Boulogne machte eine augenblickliche üble Laune der Sache ein Ende. Gewisse politische Nachrichten, welche aus Wien eingingen, und die im Jahre 1805 ausgebrochene Koalition betrafen, beschäftigten mich täglich bis in die Nacht. Wenn ich dann in sehr übler Stimmung mich niederlegen wollte, erhob sich jedesmal noch eine wahre Scene über dieses Spätaus=

Bayerische Staatsbibliothek München

bleiben. Eifersucht war davon die Ursache oder der Vorwand. Ich wurde nun auch unwillig, machte mich von ihr los, und ließ mich nie bewegen, die vorige Unterwürfigkeit wieder einreißen zu lassen.«

»Ein Sohn von Josephinen,« sagte er bei einer andern Gelegenheit, »war mir nothwendig, er würde mich glücklich gemacht haben, nicht blos in politischer Hinsicht, sondern auch, weil mein häusliches Leben dadurch versüßt worden wäre.«

»In politischer Beziehung hätte er mich auf dem Throne erhalten; die Franzosen würden ihn wie den König von Rom geliebt haben, ich aber hätte nicht den mit Blumen bedeckten Abgrund betreten, in welchem ich untergegangen bin. Was ist es also mit der Weisheit unserer menschlichen Entwürfe? Kann man wohl, ehe der Endpunkt erreicht ist, das Erdenleben glücklich oder unglücklich nennen?«

»Alles wohl erwogen, hat Josephine mich glücklich gemacht und sich immerdar als meine zärtliche Freundin erwiesen. Unablässig und bei jeder Gelegenheit bewährte sie ihre Unterwerfung, ihre Ergebenheit und die unbedingteste Nachgiebigkeit. Und so habe auch ich ihr immer das herzlichste Andenken geweiht und die innigste Dankbarkeit für sie empfunden.«

628.

»Napoleon,« sagt Salvandy in dessen Biographie im **Dictionaire de la Conversation**, machte

sich auf den Weg von Brienne auf das Marschfeld am 14. October 1784, an demselben Tage, wo er späterhin Friedrichs Monarchie auf dem Schlachtfelde von Jena vernichtete. In der Postkutsche von Negent-sur-Seine hielt er, unbekannt der Welt und sich selbst, seinen ersten Einzug in Paris. Die Denkwürdigkeiten der Zeit schildern den Eindruck, den diese Hauptstadt auf ihn machte, und die er einst so erweitern und verschönern sollte. Die heilige Genoveva und Magdalene, diese beiden prachtvollen Tempel, erhoben sich damals. Der Zufall wollte, daß einer seiner Landsleute, der Fürst Demetrius von Commene, ihn traf — unbeweglich vor einem dieser Monumente. Die gleichgültige Menge, die vor den beiden Korsen vorüberging, glaubte nicht an das Kaiserreich des Morgenlandes und des Abendlandes anzustreifen. Wer weiß, ob er nicht, beim Anblick alles dessen, was die Hauptstadt damals Glänzendes hatte, sich mit seinem Schicksal versöhnte und begriff, daß das Glück ihm doch nicht so abhold gewesen seyn könne, indem es seine Zukunft an die des schönen Frankreichs geknüpft! Frankreich, gleich als wollte es ihn verführen, zeigte sich ihm in einem der schönsten Momente des Ruhms und des Gedeihens: es war der Tag nach dem Frieden von Amerika. Die Monarchie glänzte im doppelten Schimmer des Friedens und des Sieges.«

Indem Salvandy hierauf den Zustand des damaligen Frankreichs schildert, fährt er fort: »Sohn

seines Jahrhunderts und Schüler seiner eigenen Gedanken, warf Napoleon, mit 15 Jahren, schon den Blick um sich, um die Fehler des Bestehenden zu erforschen, aber mit einer Kraft der Vernunft, die, ihn nicht in eitle Theorien verlockend, zu errathen wußte, was seyn und werden sollte. Bei seinem Eintritte in die Militairschule zu Paris überrascht und befremdet ihn Alles. Er scheint nicht gekommen, um zu lernen und zu gehorchen, sondern vielmehr, um die zu beurtheilen und zu richten, die befehlen und lehren. Um ihn ein ausgelassener Luxus, regellose Sitten, immerwährende Vergnügungen und Ausgaben, tausend Einladungen für die Söhne, in der Schule den Vätern nachzuahmen, die im Staate ihrem Untergange entgegen eilten. Er weiß schon, denn er schöpft es aus seinem Innern, wie aus seinen Büchern, daß man so nicht eine kriegerische Jugend für das Kriegshandwerk erzieht, und er richtet an seine Vorgesetzten, mit der Autorität seiner 15 Jahre, eine Denkschrift (7), die man für 20 Jahre später in den Tuilerien diktirt halten könnte.«

636.

Über den Vorabend des 13. Vendémiaire (194) erzählt der Kaiser: »Ich ging über eine halbe Stunde mit mir selbst zu Rathe, was ich zu thun hatte. Zwischen dem Konvent und Paris war ein Kampf auf

Tod und Leben ausgebrochen. War es nun klug, sich zu erklären und so im Namen von ganz Frankreich zu sprechen? Wer durfte es wagen, allein auf den Kampfplatz hinab zu steigen, und sich zum Verfechter der Sache des Konvents aufzuwerfen? Selbst der Sieg hatte dann etwas Gehässiges, während die Niederlage uns der Verwünschung aller künftigen Geschlechter aussetzen mußte.«

»Wer konnte wohl Lust haben, der Sündenbock so vieler Verbrechen zu werden, woran man doch unschuldig war; wer konnte gutwillig seinen ehrlichen Namen zum Opfer bringen, um dann noch wenige Stunden unter die Zahl derer zu gehören, die man nur mit Abscheu nennt!«

»Was wurde aber auf der andern Seite, wenn der Konvent unterlag, aus den großen Wahrheiten unserer Revolution? Die zahlreichen, so oft mit unserm Blute erkauften Siege waren dann nur Schandthaten. Das Ausland, das wir so vielmal bezwungen, triumphirte dann und strafte uns mit Verachtung — eine übermüthige, entartete Umgebung kam siegreich zurück, warf uns unsere Verbrechen vor, rächte sie und beherrschte uns, den Heloten gleich, durch die Macht des Auslandes.«

»Die Niederlage des Konvents mußte sonach dem Auslande den Siegerkranz und dem Vaterlande Schmach und Knechtschaft bringen.«

Diese Betrachtungen, eines greisen Staatsmanns würdig, das Selbstvertrauen auf die eigne Kraft und

auf seinen Stern, bewogen den 25jährigen General sich zum Vertheidiger des Konvents herzugeben und dasjenige wieder gut zu machen, was Menou und die drei ihm beigegebenen Commissarien schlecht gemacht hatten. Er begab sich zu dem Komité und schilderte dort mit lebhaften Farben die Unmöglichkeit, mit drei Repräsentanten, die eigentlich alle Gewalt ausübten, und allen Unternehmungen des Generals Zwang anlegten, ein so wichtiges Geschäft zu leiten. Getroffen von den Wahrheiten seiner Rede beschloß der Komité, da keine Zeit zu verlieren war, den General selbst in die Versammlung aufzunehmen. Er schlug zu diesem Zwecke dem Konvent Barras zum General en Chef vor und übertrug Napoleon das Kommando, welcher auf diese Weise von den drei Kommissarien befreit war, ohne daß diese sich beklagen konnten.

637.

Nach dem 13. Vendémiaire hatte Bonaparte, als Chef der Armee des Innern, die Nationalgarde zu organisiren. Es war dies ein Gegenstand von größter Wichtigkeit, denn sie bestand nun aus 104 Bataillonen. Er bildete ferner die Garde des Direktoriums und reorganisirte die des gesetzgebenden Korps. In diesen Elementen fand er späterhin die geeignetsten Mittel zu den glücklichen Erfolgen des 18. Bru-

maire. Er hatte ein solches Andenken bei diesem Korps hinterlassen, daß, bei seiner Rückkehr aus Ägypten (obschon das Direktorium seinen Soldaten bekannt gemacht hatte, daß ihm nur in völliger Uniform militairische Ehrenbezeugungen gebührten), sie sich doch nicht abhalten ließen, jedesmal Feldmarsch zu schlagen, er mochte erscheinen, wie er wollte.

Napoleons Thätigkeit war schon in den wenigen Monaten seines Oberbefehls im Innern unglaublich. Zu den Hindernissen und Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, gehörte die Einsetzung einer neuen Regierung, deren Mitglieder unter sich selbst nicht einig und oft in völligem Widerspruch mit den Räthen waren; eine dumpfe Gährung unter den älteren Sektionsparteien, welche die Majorität in Paris ausmachten; der thätige Geist der Unruhe bei den Jakobinern, die sich aufs Neue unter dem Namen der Gesellschaft des Pantheon vereinigt hatten und deren Umtriebe nur das Ansehen des Generals im Zügel hielt; die fremden Agenten des Königthums, welche eine gar mächtige Partei bildeten; der sinkende Kredit der Finanzen und des Papiergeldes, welcher die größte Unzufriedenheit bei den Truppen erregte; vor Allem aber die furchtbare Hungersnoth, welche damals auf der Hauptstadt lastete.

Einst, als die Bäcker nichts mehr auszutheilen hatten und der Pöbel sich vor ihren Thüren in Menge zusammen rottete, zog Bonaparte zur Erhaltung der Ruhe mit einem Theile seines Generalstabes

vorüber. Ein dichter Haufe, meist von Weibern, umringt ihn und treibt ihn unter lautem Geschrei nach Brot mehr und mehr in die Enge. Es fallen Drohungen und seine Lage wird kritisch. Vor allen andern macht ein ungeheuer dickes und fettes Weibsbild sich in Worten und Geberden bemerklich. »Ihr Herren mit den Epaulets,« schreit sie, »fragt viel darnach, ob unser eins Hungers stirbt, wenn Ihr nur flott leben und Euch mästen könnt.«

Der General, damals (so sagte er) dürre wie ein Pergament, unterbricht sie: »Mütterchen! Sieh mich doch einmal an! Wer von uns beiden ist denn wohl am besten bei Leibe?«

Der Pöbel lachte jetzt und verlief sich.

638.

»Das väterliche Haus Napoleons,« sagt Las Cases, »seine Wiege, das sich jetzt im Besitz des Hrn. Romalino, Mitgliedes der Deputirtenkammer befindet, ist, wie man sich denken kann, ein Gegenstand der größten Neugier und Verehrung der Reisenden, besonders der Militairs.«

»Ich weiß von Augenzeugen, wie, bei Ankunft eines jeden Regiments auf Korsika, sich das Schauspiel erneuert, daß die Soldaten in Masse hinlaufen und es schlechterdings zu sehen verlangen. Sie glauben gewissermaßen ein Recht dazu zu haben. Wenn sie dann eingelassen werden, so zeigt sich Jeder in

der Glut seines Gefühls. Der Eine blickt mit den Augen überall umher und hebt die Hände zum Himmel auf, ein Anderer wirft sich auf die Kniee, ein Dritter küßt den Fußboden, der Vierte vergießt Thränen und noch Andere gerathen in eine Art von Wuth. Man erzählt etwas Ähnliches von dem Grabe Friedrichs des Großen. Dies ist die Macht großer Männer über die Herzen!«

639.

Der erste und bedeutendste Weinberg auf der Insel Korsika, l'Esposata genannt, hatte zum väterlichen Erbe Napoleons gehört. Dieser konnte von diesem Weinberge ohne ein Gefühl der Erkenntlichkeit nicht sprechen. Ihm hatte er in der Jugend seine Reisen nach Paris zu verdanken; von ihm wurden die Kosten zu seiner halbjährigen Urlaubszeit entnommen. Vor langer Zeit schon hatte er zum Besten seiner Amme darüber disponirt, welche, wie er sagte, gegen 120,000 Fr. in liegenden Gründen auf Korsika von ihm erhalten haben mochte. Er hatte ihr auch sein väterliches Haus schenken wollen. Da er es jedoch für ihren Stand zu groß gefunden, überließ er es der Familie Romalino, die mütterlicher Seits am nächsten mit ihm verwandt war, unter der Bedingung, daß die Amme ihre Wohnung darin behalte.

640.

Als Paoli seine Insel den Engländern überliefern wollte, blieb die Familie Bonaparte mit heißem Eifer an der Spitze der französischen Partei und hatte die traurige Ehre, daß ihr ein Besuch der Inselbewohner angedroht wurde, nämlich ein Angriff des Volks in Masse. Zwölf bis funfzehntausend Bauern stürzten sich von ihren Bergen herab auf Ajaccio, das Haus wurde geplündert und verbrannt, die Weinberge verwüstet, die Heerden vernichtet. Madame Bonaparte irrte mit einer kleinen Anzahl von Getreuen einige Zeit an der Küste umher und mußte endlich Frankreich zu erreichen suchen. Bei alledem hatte Paoli, dem diese Familie so sehr ergeben gewesen war, und der sogar Madame Bonaparte jederzeit ganz besondere Achtung erwies, die Überredung versucht, ehe er Gewalt brauchte, »Entsagen Sie dem Widerstande,« so ließ er ihr kund thun; »er wird Sie mit den Ihrigen ins Unglück und um Ihr Vermögen bringen. Die Übel sind nicht zu berechnen, und nun nicht wieder gut zu machen.« Und in der That würde, ohne den Wechsel des Glücks, den die Revolution für die Familie Bonaparte herbeiführte, dieselbe sich nie wieder erhoben haben. Madame Bonaparte antwortete, wie einst Cornelia: »Ich kenne nicht zweierlei Gesetze. Ich und meine Kinder und meine ganze Familie werden stets den Gesetzen der Pflicht und der Ehre treu bleiben.«

641.

Die Unterhaltung über Korsika war dem Kaiser stets sehr angenehm, »das Vaterland bleibt immer theuer,« sagte er, »und um diesen Preis könnte es selbst St. Helena seyn.« Korsika hatte in seinen Augen tausend Reize. Die Insulaner, sagte er, hätten vermöge ihrer Abgeschiedenheit, welche sie gegen feindliche Einfälle und die immerwährenden Vermischungen, denen der Kontinent ausgesetzt sey, schütze, stets etwas Originelles, sowie die Bergbewohner eine Energie des Karakters und eine Festigkeit der Seele, die ihnen ganz eigenthümlich sey. Alles sey in seinem Geburtslande besser, selbst bis auf den Geruch des Erdbodens. Schon daran habe er ihn mit geschlossenen Augen erkannt und ihn anderwärts nie so gefunden. Noch sehe er sich dort in dem Leben seiner ersten Jahre, dort habe er seine erste Liebe gefunden, dort sich seiner Jugendzeit mitten unter Abgründen gefreut, wenn er die höchsten Gipfel, die tiefsten Thäler, die engsten Bergschlünde durchstrichen. Dort habe er die Ehrenbezeugungen und Vergnügungen der Gastfreundschaft genossen, dort in dem Kreise seiner Verwandten gelebt, deren Streitigkeiten und Rachsucht sich bis in das siebente Glied fortpflanzte. Ein Mädchen rechne dort die Zahl ihrer Vettern zu dem Werthe ihrer Mitgift. Er erinnerte sich mit Stolz, daß er als Jüngling eine große Exkursion Paolis nach Porto di Nuovo mitgemacht habe. Das Gefolge war zahlreich, mehr als 500 von den Sei=

nen begleiteten Paoli zu Pferde. Napoleon war ihm zur Seite. Paoli erklärte ihm unterwegs die Stellungen, die Orte, wo im Freiheitskriege Widerstand geleistet oder irgend ein Sieg erfochten worden war, und als er nun die Bemerkungen seines jungen Begleiters vernahm, wonach er dessen Karakter und Meinungen beurtheilte, sagte er zu ihm: »O Napoleon! Du hast Nichts von den Neueren! Du gehörst dem Plutarch an!«

642.

In der Kriegsschule zu Brienne wurden an gewissen bestimmten Tagen Schauspiele aufgeführt, wobei durchaus Niemand Zutritt finden sollte, der nicht eine Karte vom Direktor vorzeigen konnte. Die Eingänge des Gebäudes waren dabei von den Eleven selbst besetzt, welche den Dienst als Gemeine, Unter- und Ober-Officiere versahen.

An einem solchen Tage verlangte die Frau des Concierge selbst den Zutritt ohne Karte, als eben Napoleon den Dienst des wachthabenden Officiers versahe. Allein alle Versuche scheiterten an dem Diensteifer des Zöglings, welcher, als die Frau in ihrer Eigenschaft als Hausgenossin immer zudringlicher wurde, endlich heftig ausrief: »Qu'en elvigne cette femme, qui apporte ici la licence des camps!«

Dies verhinderte ihn indeß nicht, als er nachher Kaiser wurde, sich der Frau sowohl als ihres Gatten zu erinnern und sie beide in Malmaison anzustellen.

642.

Von der Schlacht von Lodi datirte Napoleon das Streben seines Ehrgeizes nach einer höheren Wirksamkeit. Was in seinem Stil sonst schäumte und sprudelte, gewann mehr gehaltenen Ernst und lakonische Kürze, gleichwie sein Äußeres, bei minderer Mittheilsamkeit, an Ruhe und Würde. Seine auffallende Jugend schrieb ihm ein anderes als das frühere Benehmen vor. »Auf welche andere Weise,« sagte er, »hätt' ich es vermocht, Männern zu gebieten, die an Jahren so weit über mir standen? Mein Benehmen war in der That tadellos, musterhaft. Ich ging darauf aus, ein Stück von Cato zu scheinen; ich galt dafür in Aller Augen und mag es am Ende auch wohl gewesen seyn.« — So geschah es denn auch, daß sein Erscheinen bei dem italienischen Heere eine vollkommene Revolution in Sprache, Sitten und Haltung zur Folge hatte.

Als Décrès, der nachmalige Marine-Minister, Bonapartes Ernennung zum Oberbefehlshaber in Italien erfuhr, war er in Toulon. Gestützt auf den häufigen Umgang, den er mit dem General früher in Paris gepflogen, vermeinte er, bei demselben wohl so viel zu gelten, daß er allen seinen Kameraden ganz zuversichtlich verhieß, sie seinem Freunde bei dessen Durchreise vorzustellen. »Ich beeilte mich« erzählt er selbst, »voller Freude, bei ihm zu erscheinen. Der Saal öffnet sich; ich bin im Begriff, auf den General zuzueilen, — als Stellung, Blick, und

Ton der Stimme mich dergestalt ergreifen, daß ich nicht vom Flecke kann. Nicht, daß in dem Allen etwas Beleidigendes durchgeschimmert hätte, aber es war dennoch von der Wirkung, daß ich mich nie wieder versucht gefühlt habe, die Schranke, die mir hier gezogen wurde, zu überschreiten.«

643.

Von der nach Ägypten segelnden Flotte sagt Arnault: »Es war wirklich ein wunderbares Schauspiel, diese unzählige Menge von Fahrzeugen jeglicher Größe, eine schwimmende Stadt, über die sich die großen Kriegsschiffe erhoben, wie die Kirchen der Hauptstadt über deren höchste Gebäude, und über alle hervor, wie eine Kathedrale, herrschte in seiner kolossalen Größe der Orient.«

»Am Tage nahm diese zerstreute Flotte eine Oberfläche von etwa 2 Lieues im Durchmesser ein. Aber wenn der Abend kam, schloß sie sich auf ein gegebenes Zeichen zusammen und gruppirte sich um die Kriegsschiffe, wie Schüler um ihre Aufseher oder die Schafe um den Hirten. Sobald nur diese Transportfahrzeuge zusammengerufen wurden, von denen die meisten gegen ihren Willen mitmußten, blieben die Herren derselben, in der Hoffnung, sich die Nacht zu retten, bisweilen zurück. Nun begann eine wahre Jagd. Grade wie der Schäfer einen Hund auf das Schaf hetzt, welches sich von der

Heerde entfernt, so detaschirte auch der Admiral eine Fregatte gegen das desertirende Fahrzeug, das bald wieder zur Ordnung zurückgeführt wurde. Man ersparte ihm bei dieser Gelegenheit nicht einige Kanonenschüsse, die jedoch so gerichtet wurden, daß die Kugel das Schiff nicht selbst traf, dafür aber bezahlt werden mußten. Und die Marine-Administration ließ sich die bei solchen Gelegenheiten gefallenen Schüsse theuer bezahlen. Jeder Schuß war ein Wechsel von 24 Franken zum Nachtheile des Bords, von dem er ausging, ausgestellt auf das Schiff, gegen welches er gerichtet war. Im Falle hartnäckigen Ungehorsams hätte man das widerspenstige Fahrzeug auf den Grund gebohrt, dies erforderte das Wohl der Flotte. Denn da Nelson auf dem Meere kreuzte, hätte ein solches Fahrzeug, wenn man es nicht zur Ordnung gebracht, Aufklärungen über unsern Marsch geben können.«

645.

In der Nähe von Malta hatten sich bereits alle Transportschiffe mit der Flotte vereinigt, mit Ausnahme eines einzigen, auf welchem Desaix mit seiner Division und Monge sich befanden, und das der Kapitain Standelet befehligte.

Der Admiral hatte dieses Schiff bereits mehrere Tage vergeblich suchen lassen. Es war direkt nach Malta gesegelt, hatte dort drei Tage auf die Flotte gewar-

gewartet, und, da sie nicht erschien, ging er ihr entgegen.

Dies ist nicht der Weg, den ich Ihnen vorgeschrieben hatte, sagte der Admiral zu dem Kapitain, nachdem dieser seinen Bericht abgestattet hatte, in Gegenwart Bonapartes und des ganzen Generalstabes; Sie hätten bei der Station von Maretimo zu uns treffen, oder uns dort erwarten sollen; hätten Sie dies gethan, so wäre die Vereinigung schon vor 4 Tagen erfolgt.

»Ich glaubte, besser daran zu thun, wenn ich das Geleitsschiff unter den Schutz der Kanonen von Malta stellte.«

Ihre Instruktionen, Kapitain, lauteten, sich mit der Flotte zu vereinigen, und nicht, nach Malta zu gehen. Sie thaten Unrecht, ihnen nicht pünktlich zu folgen.

»Es ist sehr hart, Admiral, noch getadelt zu werden, wenn man sein Möglichstes gethan hat. Mir deucht, das Resultat meines Auftrags gebe mir auf etwas Anderes als Vorwürfe Anspruch, und ich finde die Art und Weise, wie Sie mich behandeln, nicht sehr gerecht. Ich appellire an den Ober-General; an Bonaparte selbst.«

Bonaparte hatte das Ausbleiben des Schiffs, das ihm sehr große Besorgnisse erregt, mit Stillschweigen hingehen lassen wollen; der ungeschickte Kapitain forderte ihn aber heraus. Bei den Worten: ich appellire an den Ober-General! nahm die bisher gleichgültige Physiognomie Bonapartes einen furchtbaren

Ausdruck an. Seine, im Zustande der Ruhe blauen Augen wurden schwarz und schleuderten Blitze. »Nicht an mich appelliren Sie,« sagte er mit schrecklichem Tone, »fragen Sie mich auch nicht um meine Ansicht. Ich will sie nicht geben. Denn, wenn ich an die Verantwortlichkeit denke, die Sie auf sich geladen, indem Sie Ihren Instruktionen zuwider gehandelt haben, wenn ich mir alle die Folgen vorführe, welche die Verzögerung nach sich ziehen kann, welche die Flotte Ihretwegen erlitten hat, so kann ich mich nur über die Nachsicht des Admirals wundern. Berufen Sie sich nicht auf die Ansicht des Ober-Generals; er würde Sie Ungehorsams halber vor ein Kriegsgericht stellen und Sie wissen, daß es dann den Kopf kostet. Noch einmal, berufen Sie sich nicht auf ihn.«

Durch diese Worte ganz niedergebeugt, erwiederte Standelet nichts. Brueys, einer der besten Menschen, die es je gegeben, war sehr niedergeschlagen. Er ließ den Kapitain hinausgehen, und vereinigte sich mit einigen Freunden, um den General zu besänftigen, der mehr noch über die Selbstzufriedenheit erzürnt war, welche Standelet über seinen Fehler zeigte, als über das Vergehen selbst. »Ich wollte mich ja nicht in diese Geschichte mischen,« meinte er; »warum zwang man mich, meine Neutralität aufzugeben?«

Auf die Zeugnisse jedoch, die man ihm in Hinsicht der Tapferkeit und Fähigkeit dieses Officieres gab, beruhigte er sich nach und nach wieder und gab sich

ganz der Freude hin, Desaix und Monge wiedergefunden zu haben.

646.

Der Widerstand vor Malta (202.) war so schwach und von so kurzer Dauer, daß man kaum Zeit genug hatte, sich zu signalisiren. Während dieser Zeit der Ruhe ließ Lannes die Gelegenheit, welche sich ihm darbot, sich hervorzuthun, nicht ungenutzt vorübergehen. Troß der Befehle des Ober-Generals, der, um Blut zu schonen, und in der Hoffnung, daß die ersten Demonstrationen hinreichen würden, um eine Kapitulation herbeizuführen, den Generalen den Befehl ertheilt hatte, sich jeder unnützen Heldenthat zu enthalten, hatte dieser Grenadier, durch seine Leidenschaft hingerissen, sich bis unter den Wall gedrängt, wo sich ohne große Nothwendigkeit ein sehr lebhaftes Kleingewehrfeuer entsponnen hatte, und nur ungern gehorchte er dem Befehle, der ihn ins Generalquartier zurückrief.

»Verdammter Gaskogner,« schalt Bonaparte ihn; »Was hattest Du denn vor? Wolltest Du beweisen, daß Du tapfer bist; wer zweifelt daran? Deine Truppen so ganz umsonst preiszugeben! Dich selbst für nichts auszusetzen! Es ist unverzeihlich. In Zukunft bitte ich um mehr Gehorsam. Wenn es nöthig seyn wird, daß Du in den Tod gehst, dann

werde ich Dir es schon sagen, und dann gehst Du gewiß.«

Wenig Lob wird es geben, das so ehrenvoll ist, als dieser Tadel.

647.

In dem Augenblicke, als man die Landung in Malta bewerkstelligte, und Bonaparte seine Befehle an die Officiere vertheilte, welche an dieser Operation Theil nehmen sollten, bat Arnault, neugierig, die Sache mit anzusehen, und um zu zeigen, daß auch unter dem bürgerlichen Rocke ein Soldatenherz schlagen könne, um die Erlaubniß, den General begleiten zu dürfen. Bonaparte verstand seine Absicht, und ohne daß er sich näher zu erklären brauchte, sagte er zu ihm: »Der Augenblick, wo ich Ihrer bedürfen werde, ist noch nicht gekommen; bleiben Sie, die Kugeln suchen vor allen Andern die Unnützen.«

648.

Unter dem Heere, welches Bonaparte nach Ägypten geführt, hatten mehrere Personen ein ganz besonderes Schicksal erlebt.

Ein Korporal, der von seinem Regimente desertirt war, hatte sich unter die Mamelucken begeben und war

Bey geworden. Später schrieb er an seinen ehemaligen General.

Eine dicke Marketenderin war Favoritin des Pascha von Jerusalem geworden. Sie konnte nicht schreiben, ließ aber Grüße bestellen und versichern, daß sie nie ihre Nation vergessen und stets die Franzosen und Christen beschützen werde.

Eine junge Bäuerin, von Barbaresken in einem Fischerboote genommen, war Beherrscherin des Beherrschers von Marocco geworden. Von ihr hat man etwas Weiteres nicht mehr gehört.

649.

In dem wüthenden Gefechte bei Sediman in Ägypten (1798) lag ein Franzose nicht weit von einem verwundeten Mamelucken, tödtlich verwundet auf der Erde. Er kroch herbei, um auf den Mamelucken noch loszuhauen, als ein Officier ihm zurief, wie er in diesem Zustande noch so grausam seyn könne?

»Sie haben gut reden,« war die Antwort: »ich aber, drei Minuten vor meinem Tode, muß wohl eilen, mir noch eine Freude zu machen.«

650.

Der General Menou war der letzte gewesen, mit welchem Bonaparte bei seiner Einschiffung in

Ägypten gesprochen hatte. »Mein Freund,« sagte er zu ihm, »haltet Euch Alle hier nur gut; wenn ich das Glück habe, in Frankreich zu landen, so ist das Reich der Schwätzer vorüber.«

651.

Nach dem Abschlusse der Friedens-Präliminarien von Leoben kam Bonaparte auf den Gedanken, einmal zu versuchen, welche Wichtigkeit seiner dienstlichen Korrespondenz wirklich beiwohne.

Er befahl seinem Sekretair Bourrienne, alle eingehenden Briefe, wenn sie nicht auf außerordentlichem Wege ankamen, uneröffnet liegen zu lassen. Dies geschah durch 21 Tage.

Nach dieser Zeit öffnete man den Briefbeutel und fand, daß mehr als vier Fünftel der Briefe blos durch die Zeit beseitigt worden waren.

652.

Die Geschichte der Schlacht von Marengo (110.) ist sehr verschiedenartig erzählt worden. Nach Napoleons eigener Aussage ist der Ausfall derselben keinen Augenblick zweifelhaft gewesen.

Gleich nach Desaix's Ankunft zu Marengo, sagt er, ward ihm der Befehl über die Reserve anvertraut.

Gegen das Ende der Schlacht und mitten in der größten Unordnung kam Napoleon in dessen Nähe.

»Nun,« rief ihm Desaix zu, »Ihre Sachen gehen sehr schlecht; die Bataille ist verloren, ich kann jetzt nur noch den Rückzug decken, nicht wahr?«

»Im Gegentheil,« antwortete der Erste Konsul, »für mich ist der Ausgang dieser Schlacht nie zweifelhaft gewesen; Alles, was Sie hier rechts und links in anscheinender Unordnung erblicken, marschirt blos, um sich hinter Ihnen aufzustellen. Die Bataille ist gewonnen. Rücken Sie mit Ihren Kolonnen vor, Sie haben nur noch die Früchte des Sieges einzuernten.«

653.

Während des Herbstes 1804 machte der Kaiser mehrere Reisen nach dem Lager von Boulogne. Auf einer seiner häufigen Wanderungen blieb er eines Tages am Ende des Lagers bei einem Küstenkanonier stehen, sprach mit ihm und richtete mehrere Fragen an ihn.

»Was denkt man hier vom Kaiser?« fragte er unter andern.

Dieser verdammte Kerl, war die Antwort, hält uns beständig in Athem, wenn er kommt; so oft er hier ist, haben wir keinen Augenblick Ruhe; man sollte behaupten, er sey rasend gegen die Hunde von Engländern, die uns allemal schlagen, was uns keine Ehre macht.

»Sie halten also viel auf den Ruhm?«

Soll ich etwas darauf halten! Zweifeln Sie daran?

»Nein, ich zweifle nicht daran, aber aufs Geld halten Sie wohl auch etwas?«

Sie wollen mich wohl erzürnen, Sie, Ausfrager! Ich kenne kein anderes Interesse, als das des Kaisers.

»Nein, nein, braver Mann! ich will Sie nicht beleidigen, aber ich wette darauf, daß Sie, wenn ich Ihnen ein 20 Frankenstück gebe, auf meine Gesundheit trinken würden.«

Bei diesen Worten machte der Kaiser eine Bewegung, als ob er ein Stück Geld aus der Tasche holen wollte, um es ihm zu geben; allein der Kanonier begann laut zu rufen, so daß es der nächste Posten hörte. Ja, schon war er im Begriff, über den Kaiser, als über einen vermeintlichen Spion herzufallen und ihn bei der Gurgel zu fassen, als Napoleon schnell seinen grauen Oberrock aufriß und sich zu erkennen gab.

Der bestürzte Kanonier fiel ihm zu Füßen; allein er reichte ihm die Hand und sagte: »Stehe auf, braver Mann! Du hast Deine Pflicht gethan, aber ich bin gewiß, daß Du Dein Wort nicht halten wirst. Du nimmst dieses Goldstück gern an, um auf die Gesundheit des verdammten Kerls zu trinken; nicht wahr?«

Damit setzte er seine Runde fort.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auer, C. F. R.

Napoleon und seine Helden oder Immortellen auf dem Grab der gefallenen
Groeße Sammlung der verbuergten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen
Bd.: 8

Leipzig (1834)

Gall.rev. 1029 z-7/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425578-8